



Bischof
Dr. Gerhard Feige

Ansprachen und
andere Texte

Zur Erneuerung gerufen



BISTUM MAGDEBURG

„Semper ecclesia reformanda“ – die Kirche muss sich zu allen Zeiten und an allen Orten erneuern. Nicht jeder hört diesen wichtigen Satz des Zweiten Vatikanischen Konzils gerne. Solche Erneuerungen sind stets eng verbunden mit dem Verlassen und Aufgeben vertrauter Gewohnheiten und Orte. Das kann in der Tat sehr weh tun. Allzu nahe liegt somit die Versuchung, sich an den Worten festzuklammern: Das war aber schon immer so!

„Zur Erneuerung gerufen“ steht über den Ansprachen und Texten, die wir in dem vorliegenden Heft zusammengestellt haben. Erneuerung ist die drängendste Herausforderung an unsere Kirche, so die Essenz aller hier zusammengefassten Beiträge; allerdings keine Erneuerung um ihrer selbst willen und auch keine Erneuerung ohne vorheriges Prüfen und Abwägen, ohne Blick auf die Lehre der Kirche und die Schätze der Tradition.

Einen guten Weg, wie eine solche Erneuerung gelingen kann, daran lässt Bischof Gerhard Feige keinen Zweifel, zeigt noch 50 Jahre nach seinem Beginn das Zweite Vatikanische Konzil. Um so wichtiger ist es dem Bischof, die Veränderungen, Ideen und Herausforderungen dieser Versammlung neu in den Blick zu nehmen, sich damit auseinanderzusetzen und zu erkennen, was sie der Kirche und den katholischen Christen heute zu sagen haben. Dieses Heft kann dazu einen Beitrag leisten. Zugleich möchten wir auch auf ein weiterführendes Angebot im Internet hinweisen. Unter der Adresse www.bistum-magdeburg.de/kalenderblatt veröffentlicht der Fachbereich Pastoral in Kirche und Gesellschaft monatlich Texte, Bilder und Arbeitshilfen zu ausgewählten Themen des Konzils. Es lohnt sich, auch dort hinzuschauen.

Weitere Schwerpunkte des vorliegenden Heftes bilden die Äußerungen des Bischofs bei der Bistumsversammlung im November des vergangenen Jahres und seine „Katholischen Thesen zum Reformationsgedenken 2017“.

Thomas Lazar
Bistum Magdeburg

Vom Geist bewegt.....	6
50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil Predigt zur Bistumswallfahrt	
Christlicher Glaube ist mehr als Wissen.....	12
Predigt beim Pastoraltag	
Aus dem Glauben leben.....	17
Brief zur Österlichen Bußzeit	
Barmherzigkeit.....	22
Predigt am Dies Sacerdotalis	
Öffentlich Christ sein.....	27
Predigt zum Fronleichnamfest	
Sich furchtlos zu Gott bekennen.....	31
Predigt zum Mauritius-Fest	
Das Leben teilen.....	40
Zum Osterfest	
Nüchterne Zuversicht.....	41
Ansprache zur Bistumsversammlung	
Ausländer – eine große Bereicherung.....	50
Ansprache zum Neujahrsempfang	
Heilsame Herausforderung.....	53
Katholische Thesen zum Reformationsgedenken 2017	
Mehr Diener als Haupt.....	62
Gedanken zum Rücktritt von Papst Benedikt XVI.	

Vom Geist bewegt – 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil

Predigt zur Bistumswallfahrt 2012
(1 Kor 12, 3b-7.12-13; Joh 14, 15-16.23b-26)

Vor 50 Jahren – 1962 – war John F. Kennedy amerikanischer Präsident und Nikita Chruschtschow sein sowjetischer Gegenspieler. Der Staatsratsvorsitzende der DDR hieß Walter Ulbricht. Und in Rom versah Johannes XXIII. – im 81. Lebensjahr stehend und deshalb von vielen schon seit seiner Wahl 1958 als Übergangslösung unterschätzt – den Dienst als Papst. Die „Zeit des deutschen Wirtschaftswunders“ begann. Waschmaschinen und Fernsehgeräte – letztere vorerst jedoch in West wie Ost jeweils nur mit einem einzigen Programm – zogen als neue technische Errungenschaften allmählich in die Haushalte ein. Elvis Presley eroberte die Hitparaden, während die Beatles von den Plattenfirmen noch abgelehnt wurden.

Politisch und kirchlich gesehen war 1962 ein ganz besonderes Jahr. Die sogenannte „Kuba-Krise“ drohte sich zu einem Atomkrieg auszuweiten. Die Welt stand am Rande eines Abgrunds. Nur durch intensive Verhandlungen zwischen den Supermächten konnte eine solche Katastrophe noch um Haaresbreite vermieden werden. Dabei sollen auch die Bemühungen von Papst Johannes XXIII. eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben. Nachträglich war jedenfalls von Chruschtschow zu hören: „Was der Papst für den Frieden getan hat, (...) wird in die Geschichte eingehen.“

In die Geschichte eingegangen ist Papst Johannes XXIII. freilich dann vor allem durch ein kirchliches Jahrhundertereignis, mit dem niemand gerechnet hatte. Auf sein Bestreben hin kam es am 11. Oktober 1962 zur feierlichen Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils. Über zweieinhalbtausend Bischöfe zogen an diesem Tag in eindrucksvoller Prozession in den Petersdom ein; auch Weihbischof Friedrich Maria Rintelen aus Magdeburg gehörte dazu. Die Bilder davon gingen um die ganze Erde und haben viele Menschen bewegt, auch mich als damals fast Elfjährigen. Dieses Ereignis gehörte sogar zu den allerersten Sendungen, die ich überhaupt – bei einer benachbarten evangelischen Familie – im Fernsehen verfolgen konnte. Christen verschiedener Konfessionen, aber auch Nichtchristen schauten mit Spannung darauf, welche Erneuerung der Kirche von diesem Konzil ausgehen würde.

Manche von Ihnen haben die Jahre des Konzils bewusst miterlebt und sind davon geprägt. Doch viele von Ihnen waren zu dieser Zeit noch Kinder oder noch gar nicht geboren. Wie soll man dann aber auch eine Vorstellung davon haben, welche gravierenden Veränderungen das Konzil für das gesamte kirchliche Leben gebracht hat! So ist es nicht verwunderlich, dass die wegweisenden Beschlüsse, die damals mit überwältigender Mehrheit gefasst wurden, heutzutage vielen Katholiken – Laien und Priestern – fremd sind. Ja, fünfzig Jahre danach gibt es auch skeptische oder sogar bissige Stimmen, die meinen, dass dieses Konzil an vielem schuld sei, was wir jetzt erleben – und dass es doch heilsam wäre, wieder an die „gute alte Zeit“ vor 1962 anzuknüpfen.

Dem gegenüber glaube ich zutiefst, dass das II. Vatikanische Konzil ein wahrhaft geistgewirktes Ereignis war. Verantwortungsbewusst und mutig hat es entscheidende Weichen dafür gestellt, wie das Evangelium Jesu Christi in unserer heutigen Zeit hörbar und verstehbar gemacht werden kann, hat es Maßstäbe gesetzt, hinter die wir nicht mehr zurück können, hat es eine Reform eingeleitet, die weitergehen muss. Darum ist es mir auch ein großes Anliegen, dass wir alle uns von diesem „Weltereignis Konzil“ (Manfred Plate) wieder mehr bewegen lassen.

Was ist ein Konzil?

Doch zunächst einmal: Was ist katholischerseits überhaupt ein Konzil? Manchmal kann es lange – sogar einige Jahrhunderte – dauern, bevor ein solches wieder einberufen wird. Im Gegensatz zu Diözesan- oder Regionalsynoden betrifft es die ganze Kirche. Auf Einladung des Papstes versammeln sich dann die Bischöfe und andere Verantwortliche aus aller Welt, um gemeinsam in höchster Vollmacht wichtige Probleme zu besprechen und notwendige Beschlüsse zu fassen. Bis zum II. Vatikanischen Konzil war der Anlass für solche bedeutenden Zusammenkünfte zumeist, dass Irrlehren verurteilt oder strittige Glaubensfragen geklärt werden sollten. Zur Überraschung aller hat Papst Johannes XXIII. aber einen ganz anderen Typ von Konzil vor Augen gehabt. Als er einmal gefragt wurde, was er denn davon erwarte, hat er die Fenster seines Arbeitszimmers weit geöffnet und gesagt: „Wir erwarten vom Konzil, dass es frische Luft hineinlässt“. Denn, so betonte er in seiner berühmten Eröffnungsrede, er sei völlig anderer Meinung als die vielen „Unglückspropheten, die in den heutigen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft nur Un-

heil und Untergang ... erkennen“. Vielmehr sehe er in der Entwicklung unserer Zeit sogar einen „verborgenen Plan der göttlichen Vorsehung“. Deshalb war es sein Herzensanliegen, die Kirche mit der modernen Welt ganz neu in Verbindung zu bringen und sich zu fragen: Wie kann der Schatz des Glaubens auch heutigen Menschen so vermittelt werden, dass sie spüren: Hier ist eine Quelle, die uns Kraft und Hoffnung für unser Leben erschließt; hier finden wir ein Fundament, das uns in den vielen Veränderungen unserer Zeit Orientierung gibt.

Weichenstellungen des Konzils

Als Johannes XXIII. 1963 – ein Jahr nach dem Beginn des Konzils – starb, hat sein Nachfolger, Papst Paul VI., den begonnenen Weg kreativ fortgesetzt und das Konzil schließlich 1965 feierlich abgeschlossen. Was aber hat es gebracht? Worum ging es ihm im Wesentlichen? Welche Entwicklungen sind dadurch in Gang gesetzt worden? Der Jesuit und Publizist Mario von Galli meinte dazu, drei Grundlinien erkennen zu können.

Eine erste: „Vom rechtlichen zum lebendigen Sein“. Gerade im Bereich der Liturgie zeigten sich schon während des Konzils deutliche Veränderungen. Ich selbst habe als Ministrant anfangs noch den alten Ritus erlebt und weiß, wie ehrfürchtig es da zugeht, erinnere mich aber auch, dass da vieles nicht immer so golden war, wie manche es heute beschwören. Vielfach „las“ – wie es hieß – der Priester die Messe am Altar in Latein mit dem Rücken zum Volk, und nur die Ministranten antworteten ihm. Die anderen Gläubigen beteten stattdessen den Rosenkranz, verfolgten das Geschehen in handlichen Messbüchern oder sangen dazu Lieder. Es gab auch sogenannte „Winkelmessen“, die still und privat nur vom Priester allein vollzogen wurden und oftmals nur wenige Minuten dauerten. In großen Kirchen konnten sogar mehrere Priester gleichzeitig an den verschiedenen Altären ihre je eigene Messe feiern. Die Hochämter am Sonntag waren natürlich feierlicher. Doch vielerorts wurde auch dabei den Gläubigen nicht die Kommunion ausgeteilt.

Auf dem Hintergrund solcher Erfahrungen hat die Liturgiereform des Konzils wieder neu ins Bewusstsein gehoben, dass es in der Eucharistiefeier nicht nur um persönliche Frömmigkeit geht, sondern zutiefst auch darum, dass alle Mitfeiernden als Gemeinschaft mit dem zentralen Geheimnis unseres Glaubens in Berührung kommen: dem Tod und der Auferstehung Jesu Christi. Wenn die Gläubigen davon

aber wirklich erfasst werden sollen, dann müssen sie an diesen Gottesdiensten auch bewusst und tätig teilnehmen können und verstehen, was da gefeiert wird. Deshalb war die Ermöglichung der Muttersprache eine der ersten Konsequenzen, die begeistert aufgegriffen wurde. Aber auch die anderen Veränderungen, die nicht willkürlich erfolgten, sondern sich an der gesamten Tradition der Kirche – nicht nur der letzten Jahrhunderte – orientierten, zeigten: Wo es vorher eher darum ging, dass die Messe „gültig“ gelesen wurde, indem die Worte und Gesten bis in alle Einzelheiten hinein rechtlich geregelt waren, lag nun der Akzent vor allem auf der lebendigen Begegnung der gläubigen Gemeinde mit Jesus Christus.

Was hatte sich noch tief greifend verändert? Eine zweite Grundlinie könnte – wie Mario von Galli formuliert – lauten: „Von der Verteidigung zum Dialog“. Wer hätte sich vor fünfzig Jahren zum Beispiel Ökumenische Kirchentage oder allein schon Ökumenische Gottesdienste vorstellen können? Zu dieser Zeit waren für die katholische Kirche alle anderen Christen noch Häretiker oder Schismatiker. Nicht-katholische Kirchen und erst recht deren Gottesdienste waren zu meiden. So wird auch verständlich, wie jemand in einem Witz bei der Beichte als Sünde bekennt: „Ich habe evangelisches Glockengeläut mehrmals mit Wohlgefallen angehört.“ Und im Blick auf die Einheit des Christentums herrschte die Auffassung, dass die anderen zur katholischen Kirche zurückzukehren hätten. Mit dem Konzil aber trat auch unsere Kirche offiziell in die ökumenischen Bemühungen ein. Im „Dialog der Liebe und der Wahrheit“ suchte sie vor allem statt des Trennenden mehr die Gemeinsamkeiten, erinnerte an die Verbundenheit aller Christen durch die Taufe und erkannte die anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften durchaus als „Mittel des Heils“ (UR 3) an. Deutlich vollzog sich also eine Bewegung von ängstlicher Abgrenzung und Verteidigung zu einem aufrichtigen und konstruktiven Dialog. Das hat sich dann auch auf das Verhältnis unserer Kirche zu den anderen Religionen, ja zur Welt überhaupt ausgewirkt. Dafür steht besonders die bedeutende Pastoralkonstitution, die mit den Worten beginnt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ In diesem Text wird höchstamtlich zum Ausdruck gebracht, dass die Kirche zutiefst daran interessiert ist, auch mit allen, die ihr nicht angehören, zu einem Gespräch auf Augenhöhe zu kommen.

Und schließlich benennt Mario von Galli noch eine dritte Grundlinie: „Vom starren Begriff zum geschichtlichen Fluss“. Auf diesem Konzil hat die Kirche sich selbst in Besinnung auf ihre Ursprünge und ihre zweitausendjährige Geschichte wieder ganz neu verstanden: vor allem als pilgerndes Volk Gottes, das immer wieder auch der Erneuerung bedarf. Darin gibt es zwar verschiedene Gnadengaben, Dienste und Kräfte, allen Getauften wird aber – wie wir es vorhin in der Lesung aus dem ersten Korintherbrief gehört haben – „die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt“; alle gehören zu dem einen Leib Christi. Das war ein gewaltiger Perspektivwechsel, erschien die römisch-katholische Kirche doch gerade in den letzten Jahrzehnten zuvor vielen inner- wie außerhalb von ihr eher als eine erstarrte absolute Monarchie. Wie sehr sich da etwas verändert hat, ist mir schon rein äußerlich einmal an zwei fast gegensätzlichen Fotos aufgegangen. Das eine zeigte den wohl mehrere Meter hohen prächtigen Aufbau, auf dem 1958 der Sarg mit Papst Pius XII. öffentlich präsentiert wurde, das andere zwanzig Jahre später den schlichten Holzsarg mit Papst Paul VI., den man zum Requiem einfach auf den Petersplatz gestellt hatte. Und schon von Papst Johannes XXIII. werden viele Begebenheiten erzählt, die ihn als Mensch unter Menschen zeigten. Viele spürten unmittelbar, dass in unserer Kirche, in ihrem Denken und Handeln, wirklich etwas Neues begonnen hatte.

Bleibende Aufgabe

Was ist nun, fünfzig Jahre später, aus dem Konzil geworden? Ganz nüchtern muss man sagen, dass das Konzil zwar entscheidende Weichen gestellt hat, den Erneuerungsprozess aber längst nicht zu Ende führen konnte. Manche Formulierungen sind auch offen geblieben und lassen Raum für unterschiedliche Auslegungen. Und die gläubige Zuversicht, die damals viele erfüllt hat, ist angesichts der weiteren gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen manchmal der Enttäuschung und Resignation oder sogar bitterer Polemik und aggressivem Verhalten gewichen. Auch unsere Gottesdienste, unsere Frömmigkeit und unser sonstiges Leben spiegeln nicht immer wider, dass es uns tatsächlich um die Liebe zu Gott und das Heil der Menschen geht. Manche Fehldeutungen und Verflachungen haben sich eingeschlichen. Viele Christen scheinen kein Gespür mehr für Heiligkeit und Ehrfurcht zu haben oder drücken dies nur noch verhalten aus. Sind also die im Recht, die von Anfang an nichts von einem „Pastoralkonzil“ gehalten haben? Liegt die Lösung unserer derzeitigen Probleme

me dann also darin, wieder zur vorkonziliären Kirche zurückzukehren? Oder ist es umgekehrt so, dass wir eher ein III. Vatikanisches Konzil bräuchten, um noch grundlegendere Reformen anzugehen?

Ich glaube, dass weder das eine noch das andere wirklich weiterhilft. Ein Blick auf die Alte Kirche zeigt, dass fast nach allen Konzilen lange Zeit um das rechte Verständnis gerungen wurde, dass es dauerte, ehe sich wichtige Erkenntnisse und Entscheidungen durchsetzten. So ist uns auch dieses II. Vatikanische Konzil als eine bleibende Reform aufgegeben. In den ersten Jahren und Jahrzehnten danach gab es – wie ich selbst in meiner Heimatgemeinde und beim Theologiestudium erlebt habe – große Bemühungen, möglichst vielen Gläubigen die Sicht und die Ergebnisse des Konzils verständlich zu machen. Inzwischen halte ich das wieder neu für eine herausfordernde und drängende Aufgabe. Wir leben nicht mehr in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Die Welt hat sich seitdem dramatisch verändert. Doch warum sollte es uns nicht möglich sein, auch heute die Gegenwart des Heiligen Geistes zu erkennen und von ihm zu hören, was zu tun ist? Schließlich ist uns doch sein Beistand verheißen worden. Lassen wir uns nicht durch Unheilspropheten verunsichern! Setzen wir uns aufs Neue oder vielleicht auch erstmalig intensiv mit den Überlegungen des II. Vatikanischen Konzils auseinander! Und gehen wir hoffnungsvoll den Weg weiter, den es uns gewiesen hat!

Ein Zeichen für unsere Bereitschaft soll der Kranz sein, den wir hier bei unserer Wallfahrt gemeinsam aus bunten Bändern knüpfen werden. Er könnte darauf hinweisen, dass uns allen die verschiedensten Gaben des Heiligen Geistes gegeben sind, um miteinander den Leib Christi zu bilden. Nehmen wir immer wieder engagiert und freudig diese Herausforderung an.

Christlicher Glaube ist mehr als Wissen

Predigt beim Pastoraltag 2012

(Röm 5, 1-5; Lk 11, 1-4)

Als Papst Benedikt XVI. vor einiger Zeit ein „Jahr des Glaubens“ ausgerufen hat, war ich davon zunächst nicht unbedingt begeistert. Geprägt durch jahrzehntelange DDR-Erfahrungen stiegen in mir bestimmte Erinnerungen auf. Damals verging ja kaum ein Jahr, das nicht irgendeinem Gedenken gewidmet war. Mal standen Karl Marx, Friedrich Engels oder Lenin im Blick, dann wieder Ernst Thälmann, Karl Liebknecht oder Rosa Luxemburg. Meistens brachte das Verpflichtungen für die gesamte Gesellschaft mit sich. Alle sollten mit einbezogen werden und dafür etwas tun. Diesem Druck konnten viele sich nicht entziehen. Und so wurden krampfhaft Beiträge gesucht, die wenigstens äußerlich das entsprechende Anliegen irgendwie aufgriffen. Dazu gehörte auch, Selbstverständlichkeiten gewissermaßen mit dem Etikett des jeweiligen Gedenkjahres zu versehen.

Das aber kann ja wohl nicht gemeint sein, wenn morgen offiziell für unsere Kirche ein „Jahr des Glaubens“ beginnt. Wir sollten uns auch nicht unter irgendeinen Leistungsdruck setzen lassen, sondern vielmehr nüchtern und phantasievoll zugleich bedenken, was das für uns bedeuten und wozu es uns in der nächsten Zeit anregen könnte.

Aktualisierung des Zweiten Vatikanischen Konzils

Ganz bewusst eröffnet der Papst das „Jahr des Glaubens“ morgen, am selben Tag, an dem vor 50 Jahren das II. Vatikanische Konzil begann. In diesem Zusammenhang sieht er „eine günstige Gelegenheit ... um zu begreifen, dass die von den Konzilsvätern als Erbe hinterlassenen Texte ... ‚weder ihren Wert noch ihren Glanz verlieren‘ (Johannes Paul II.)“. Ja, Papst Benedikt fühlt sich „mehr denn je dazu verpflichtet, auf das Konzil als die große Gnade hinzuweisen, ... in deren Genuss die Kirche im 20. Jahrhundert gekommen ist“ (Motu Proprio Porta fidei 5).

In diesem Sinne geht es, wenn wir auf das Konzil zurückschauen, nicht um nostalgische Erinnerungen weißhaariger Zeitzeugen – zu denen ich mich inzwischen selbst zähle – oder um historische Nachhilfestunden. Unser Anliegen ist es vielmehr, sich der Tradition bewusster zu werden, in der wir uns als Christen und Kirche heutzutage fast selbstverständlich bewegen. Vieles von dem, was das Konzil be-

wirkt hat, ist uns schon längst in Fleisch und Blut übergegangen. Noch wichtiger aber, als dies zu erkennen, wäre es, durch die Besinnung auf das Konzil zu mehr Tiefe und Elan im Glauben zu gelangen. Wodurch könnte das geschehen? Worin besteht die – wie es der Papst formuliert – „große Gnade“ des Konzils, die auch heute – fünfzig Jahre später – unseren Glauben beleben und erneuern kann?

Entscheidende Weichenstellungen hat damals bereits Papst Johannes XXIII. in seiner berühmten Eröffnungsrede vorgenommen. Er war zutiefst davon überzeugt, dass die Lehre des Glaubens die gesamte menschliche Existenz betrifft. Deshalb – so betont er – ist es „nicht unsere Aufgabe, diesen kostbaren Schatz nur zu bewahren, als ob wir uns einzig und allein für das interessieren, was alt ist, sondern wir wollen jetzt freudig und furchtlos an das Werk gehen, das unsere Zeit erfordert und den Weg fortsetzen, den die Kirche seit zwanzig Jahrhunderten zurückgelegt hat. ... Heute ist es wahrhaft nötig, dass die gesamte christliche Lehre ohne Abstrich ... von allen durch ein neues Bemühen angenommen werde. ... Es muss ... diese Lehre in ihrer ganzen Fülle und Tiefe erkannt werden, um die Herzen vollkommener zu entflammen und zu durchdringen“.

In dieser Hinsicht hat das Konzil dann tatsächlich etwas neu ins Bewusstsein gehoben, was im Laufe der Zeit in den Hintergrund geraten war: dass – vereinfacht gesagt – der Glaube mehr ist als Wissen. Gott teilt nicht nur *etwas* über sich mit, was in den verschiedenen Glaubenssätzen weitergegeben wird und eben zu glauben ist; nein, er teilt sich *selbst* mit und schenkt sich uns Menschen im Heiligen Geist.

Glaube als lebendige Christusbeziehung

Wenn man sich in die Schriften des Alten und Neuen Bundes vertieft, kommt uns diese Zuneigung Gottes sozusagen auf Schritt und Tritt entgegen. Sie durchzieht die ganze Geschichte des Volkes Israel. Sie leuchtet in den vielen Berufungsgeschichten auf – von Abraham über Mose bis hin zu den prophetischen Frauen und Männern. Sie zeigt sich in dem Engel, der die Magd Hagar in der Wüste tröstet oder den Propheten Elija wieder aufrichtet. Und sie gipfelt in Jesus Christus, der diese liebende Selbstmitteilung Gottes in seiner Person verkörpert und mit seinem ganzen Schicksal bezeugt, dass man für diesen Gott leben und sterben kann.

Glauben bedeutet dann einerseits, um diese Geschichte Gottes mit den Menschen zu wissen. Dazu gehört es, die Heilige Schrift wie die christliche Lehre in ihren wesentlichen Aussagen zu kennen. Dazu ge-

hört es, sich dessen bewusst zu sein, dass Jesus Christus nicht nur gelebt hat und am Kreuz gestorben ist, sondern dass er auch auferstanden ist und uns den Heiligen Geist geschenkt hat. Hierbei handelt es sich um entscheidende Grundlagen unseres Glaubens. Ohne Inhalte ist er weder christlich noch vernünftig. Zweifellos gibt es in Bezug darauf unter uns Christen auch vielfältige Defizite. Eine „Pisa-Studie“ zu religiösem Wissen würde wahrscheinlich bei manchen zu verheerenden Ergebnissen führen. Wie soll christlicher Glaube da bezeugt werden, wenn jemand überhaupt nicht weiß, was sich damit eigentlich verbindet, wenn nur noch ein Verschnitt irgendwelcher religiöser Vorstellungen übrig ist, wenn immer wieder banal hervorgehoben wird: Wir glauben ja alle sowieso nur an den einen Gott? Zweifellos ist es angesichts solcher Zustände und Entwicklungen dringend nötig, wieder mehr Glaubenswissen zu vermitteln beziehungsweise sich anzueignen.

Doch das allein dürfte nicht reichen. Es hat Marxisten gegeben, die kannten sich in der Bibel besser aus als viele Christen – und haben doch nicht geglaubt. Es gibt Religionswissenschaftler, die sind in Sachen Christentum Experten – und gehen dazu persönlich doch auf völlige Distanz. Auch das Konzil hat uns vor Augen geführt, dass Glaubenswissen – selbst wenn es noch so vollkommen ist – nicht genügt. Das wird sogar gerade dem *Inhalt* unseres Glaubens nicht gerecht. Denn wenn es darin heißt, dass Gott sich jedem einzelnen Menschen seit jeher in Liebe zuwendet und Jesus Christus deshalb in die Welt gekommen ist, um das unüberbietbar zum Ausdruck zu bringen, dann gehört es zum Wesen des Glaubens, dass der Mensch erkennt, wie sehr er oder sie ganz persönlich gemeint ist. Dann wird die eigene Biographie zum Ort der Gottesbegegnung. Dann ist der Glaube vor allem ein Zugang zu wahren Leben, eine Eröffnung von ungeahnten Lebensmöglichkeiten. Dann geht es vor allem um eine vertrauensvolle Beziehung zu Jesus Christus, der uns wie Petrus dazu verlockt, aus dem Boot zu steigen und übers Wasser zu ihm zu laufen.

... durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist (Röm 5, 5)

Doch wie kommen wir in dieser Weise mit Jesus Christus in Kontakt? Was kann uns dabei helfen? Und was können wir dann auch den Menschen anbieten, für die wir da sind, für die wir Verantwortung tragen?

Zunächst einmal erscheint es mir ganz wichtig, sich darum zu bemühen, die Frohe Botschaft immer neu in die Lebenswelt der Men-

schen hinein zu übersetzen. Das wird nur möglich sein, wenn wir, die wir im Dienst der Verkündigung stehen, unsere Zuflucht selbst beim Evangelium suchen. Und warum sollte es Priestern, Diakonen, Gemeindereferentinnen und anderen Hauptamtlichen in einer Pfarrei nicht möglich sein, das immer wieder einmal auch gemeinsam zu tun, zum Beispiel in einem Bibel- oder Glaubensgespräch? Wir beklagen manchmal zu Recht, dass viele Mitglieder unserer Gemeinden nicht in der Lage sind oder sich nicht trauen, über ihren Glauben und die Erfahrungen damit zu reden. Das Interesse daran ist – wie die geringe Beteiligung an dazu angebotenen Möglichkeiten zeigt – meistens nicht groß. Ergeht es uns aber nicht oftmals genauso? Wie ermutigend kann es dagegen sein, wenn jemand seine Scheu ablegt und wenigstens etwas von seinem ganz persönlichen Glauben durchblicken lässt. In diesem Zusammenhang vergesse ich nicht, wie mich als jungen Vikar die aufrichtige Beichte viel Älterer als äußerst eindrucksvolles Zeugnis eines lebendigen Glaubens bewegt hat. Wer selbst mit der Bibel und aus dem Glauben lebt, dem wird es auch am ehesten möglich sein, andere Menschen darin zu begleiten, Jesus Christus im Evangelium zu begegnen. „Der Zugang zur Heiligen Schrift muss für die an Christus Glaubenden weit offenstehen“, so formuliert es die Offenbarungskonstitution des II. Vatikanischen Konzils (DV 22). Entscheidend ist nicht, alles zu wissen. Eine ungebildete alte Frau kann frömmere sein als ein kluger und beredter Dogmatikprofessor. Es kommt darauf an, einen ganz persönlichen Ansatzpunkt zu haben; in einem Bild ausgedrückt: Es reicht, den Zipfel eines Tischtuches fest anzupacken; wenn man daran zieht, kann alles hinterherkommen. Lebendige Zugänge zu einem existentiellen Glauben an Jesus Christus zu ermöglichen, sollte unser aller Anliegen sein.

Darüber hinaus sehe ich eine zentrale Spur in der Lesung, die wir vorhin gehört haben. Dort heißt es nämlich: „Die Hoffnung lässt nicht zugrunde gehen, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist“ (Röm 5). Das ist etwas ganz Entscheidendes. Beim christlichen Glauben geht es schließlich nicht um eine Leistung, die wir durch unsere Bemühungen oder geschickte Methoden der Bildungsarbeit hervorbringen könnten. Er ist vielmehr ein Geschenk, die Gabe des auferstandenen und erhöhten Herrn an uns, seine Kirche. Diese Gabe ist der Heilige Geist, der Beistand, den Jesus seinen Jüngern verheißen hat. Er ist real präsent unter uns: im Wort der Heiligen Schrift; in den Sakramenten; in der Kirche als Hoffnungsgemeinschaft; in den kleineren oder größeren Versammlungen, in denen sich die Menschen ihre eigene Geschichte

als Heilsgeschichte erzählen; in den Gottesdiensten, in denen sie diese Heilsgeschichte immer wieder feiern; und schließlich in unseren geringsten Schwestern und Brüdern. Indem das Konzil die Sakramentalität der Kirche wieder ins Bewusstsein gehoben hat, hat es genau auf diese Gabe des Heiligen Geistes verwiesen, der in das Herz eines jeden Menschen eingesenkt ist: eine Gabe, aus der wir leben können, eine Gabe, die uns handeln lässt. Als Kirche sind wir Zeichen und Werkzeug für diese Wirklichkeit. Und es ist uns zugesagt, dass der Geist des erhöhten Herrn uns als Kirche belebt, begleitet und immer tiefer in die volle Wahrheit führt.

Lassen wir uns in diesem Sinne auf das Jahr des Glaubens ein. Lassen wir uns durch all das, was uns bedrängt, nicht entmutigen, „denn wir wissen: Bedrängnis bewirkt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung. Die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist“.

Aus dem Glauben leben

Brief zur österlichen Bußzeit 2013

Liebe Schwestern und Brüder, seit Aschermittwoch sind wir in der Fastenzeit. Interessanterweise können unsere Zeitgenossen inzwischen damit verschiedentlich auch wieder etwas anfangen. Für manche heißt es immerhin, in den nächsten Wochen weniger zu essen, möglichst abzuspecken und den Körper zu entschlacken. Andere wollen sich mindestens testen, ob es ihnen noch gelingt, bestimmte Abhängigkeiten zu überwinden und wieder freier zu werden. Und wir beten mit der Kirche heute zu Gott, er möge uns in diesen heiligen vierzig Tagen die Gnade schenken, „dass wir in der Erkenntnis Christi voranschreiten und die Kraft seiner Erlösungstat durch ein Leben aus dem Glauben sichtbar machen“.¹ Was aber könnte das in unserer konkreten Situation bedeuten, Christus näher zu kommen und aus dem Glauben zu leben?

Zunächst einmal gilt es nüchtern wahrzunehmen, dass wir alle durchaus sehr unterschiedlich sein können. Und das scheint – wie jüngste Befragungen aufzeigen – immer diffuser zu werden. Katholische Christen sind nicht unbedingt ein ganz bestimmter Menschenschlag; es gibt sie vielmehr in allen sozialen und kulturellen Milieus, in allen Schichten und Klassen. Manche sind in volksskirchlicher Umgebung aufgewachsen und gehören ganz selbstverständlich zur Kirche, mit oder ohne existentiellen Glauben; andere mussten stattdessen in der Vereinzelung ihr Christsein immer wieder verteidigen und begründen. Und auch sonst bieten wir eine große Vielfalt. Albert Görres, ein bekannter Psychoanalytiker, hat diese einmal so beschrieben: „Die Kirche ist, wie die Sonne, für alle da. Für Gerechte und Ungerechte, ... Feiglinge und Helden, Großherzige und Kleinliche. Auch für kopf- und herzlose Bürokraten, für Fanatiker und für eine Minderheit von gesunden, ausgeglichenen, reifen, seelisch und geistig begabten, liebesfähigen Naturen.“² Das ist – liebe Schwestern und Brüder – durchaus nicht zynisch gemeint, sondern recht realistisch betrachtet, und betrifft auch das kirchliche Führungspersonal.

Was ist uns dann aber eigentlich gemeinsam, oder – anders gefragt – was verbindet uns trotz so großer Unterschiede? Selbstverständlich – könnte man sagen – gehören wir durch die Taufe zusammen. Darüber hinaus müsste es für uns alle jedoch auch wesentlich sein, eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus zu haben. Wenn das klar wäre, dass es jedem und jeder von uns vor allem um Jesus Christus

und nicht nur um irgendwelche anderen Interessen geht, dann könnten wir auch unverkrampfter und liebenswürdiger mit unseren Eigenarten und Schwächen umgehen. Eine lebendige Beziehung bedarf aber eines großen Engagements und einer kontinuierlichen Pflege. Dazu gehört sicher erst einmal, sich entsprechendes Wissen über das Leben und Wirken Jesu von Nazareth anzueignen. Noch entscheidender ist es jedoch, sich mit Herz und Verstand auf seine Botschaft einzulassen. Nur wer tatsächlich versucht, sich an ihm auszurichten und ihm nachzufolgen, wird seine Bedeutung immer mehr begreifen. Möglichkeiten, ihm zu begegnen, gibt es verschiedene. Er ist in seinen Worten gegenwärtig, die uns die Heilige Schrift überliefert. Er hat verheißen, inmitten derer zu sein, die sich in seinem Namen versammeln. Besonders gilt das von der Feier der Eucharistie; dort will er sich uns unter den Gestalten von Brot und Wein sogar immer wieder selbst zur Speise geben. Aber auch in den Ärmsten und Geringsten, die unserer Aufmerksamkeit und Hilfe bedürfen, kreuzt er unseren Weg. Und schließlich ist für uns das Gebet der Ernstfall des Glaubens oder – wie es tiefsinnig heißt – „das Atmen der Seele“. Hierbei zeigt sich, dass ich nicht nur einer Lehre folge, sondern jemandem tatsächlich vertraue. Hierbei darf ich zutiefst darauf hoffen, die Nähe des auferstandenen Herrn zu erfahren. Hierbei kann ich Belastendes loswerden und neue Kraft schöpfen.

Krisen können uns voranbringen

Liebe Schwestern und Brüder, mit diesen Überlegungen möchte ich nicht dazu aufrufen, sich angesichts der schwerwiegenden Verunsicherungen, die wir zurzeit durchleben, in einen weltfremden Spiritualismus zu flüchten. Nein, wir brauchen in unserer Kirche dringend konkrete Reformschritte. Ich bin aber auch davon überzeugt, dass solche notwendigen Veränderungen ohne eine geistliche Erneuerung nicht zu einem wirklichen Erfolg führen. Zweifellos tragen viele gegenwärtigen Entwicklungen die Züge einer Krise. Krisen gehören zum Menschen, können ihn voranbringen, dürfen aber nicht zum Dauerzustand werden. Nicht selten – so schildert es uns auch die Bibel – werden Menschen von Gott selbst in Krisen geführt, um sich aufs Neue besinnen und entscheiden zu können.

Auch Gertrud von Helfta, die zu den Patronen unseres Bistums gehört, wäre ohne eine solche Krise nicht zu der Heiligen geworden, als die wir sie heute verehren. Nachdem sie schon 20 Jahre im Kloster gelebt hatte, geriet sie auf einmal – wie sie selbst schreibt – in „dichte

Dunkelheit“, „starke Verwirrung“ und „große Traurigkeit“. Sie konnte ihre Gebete nur noch gewohnheitsmäßig, lau und träge verrichten. Mehrere Wochen litt sie an Depressionen, bis Gott sie schließlich zur Einsicht führte, dass sie so wie bisher nicht weiterleben könne. Sie war zwar Nonne und galt damit den anderen als eine bessere Christin, hatte jedoch offenbar lange nur pflichtgemäß und ohne Liebe gelebt, in Äußerlichkeiten korrekt, aber fern von Gott. Dann aber wurde sie so erschüttert, dass sie gewissermaßen eine zweite Bekehrung erlebte, die ihr restliches Leben durch und durch veränderte. Christus selbst gab sich ihr zu erfahren und weckte in ihr die Sehnsucht nach einer sehr persönlichen und innigen Gottesbeziehung. Mit Christus im Herzen konnte sie nun alle Höhen und Tiefen bewältigen und sich auch mit großer Liebe den Menschen zuwenden.

Will Christus möglicherweise auch uns durch die gegenwärtigen Erschütterungen zu einem tieferen Glauben und zu einer umfassenderen Sicht von Kirche führen? Sollen wir dadurch vielleicht besonders herausgefordert werden, neu zu bedenken, was es für uns heißt, als Einzelne und gemeinsam aus dem Evangelium zu leben, und wie es gelingen könnte, dieses unseren Zeitgenossen noch überzeugender nahe zu bringen? Ich glaube, dass wir trotz mancher Verluste, Einschränkungen und Befangenheiten durchaus in der Lage sind, als eine gewissermaßen „schöpferische Minderheit“⁴³ zu wirken. Anzeichen dafür, dass dies nicht nur ein frommer Wunsch ist, habe ich zum Beispiel bei meinen Visitationen vielfältig wahrnehmen können. Es ist ganz erstaunlich und bewundernswert, wie lebendig es mancherorts zugeht. Zweifellos bräuchten wir noch mehr Priester; und doch zeigt sich auch, dass Kirche nicht „nur dort ist, wo ein Priester ist“⁴⁴. Wir alle bilden Kirche und sind dafür mitverantwortlich, jede und jeder der Getauften und Gefirmten. Das haben viele in unserem Bistum schon begriffen. Ich wünschte, es würden bald noch mehr.

Das Ergebnis stimmt zuversichtlich

Solche Gedanken – liebe Schwestern und Brüder – haben uns auch im Rahmen unserer Bistumsversammlung bewegt. Viele Vertreter unserer Pfarreien und Verbände, Sozial- und Bildungseinrichtungen, Laien und Hauptamtliche sind daran beteiligt gewesen. Mehr als 400 von ihnen waren schließlich beim Abschlusstreffen vor drei Monaten im Magdeburger Norbertusgymnasium zugegen. Über ein Jahr lang hatten sich zehn Arbeitsgruppen mit Themen auseinandergesetzt, die beim ersten Treffen als besondere Problemfelder und Anliegen er-

kannt worden waren. Was ich dann als Ergebnis zu hören und zu sehen bekam, hat mich zuversichtlich gestimmt. Ich bedanke mich noch einmal herzlich bei allen Beteiligten für ihre Ausdauer im Arbeiten, ihre Offenheit im Denken und ihre Loyalität im Ringen um angemessene Empfehlungen. Die Bistumsversammlung ist für mich zu einem Ereignis geworden, das die Vielfalt und Kreativität unseres Bistums deutlich zum Ausdruck gebracht hat. Auch wenn wir im Vergleich zu anderen deutschen Bistümern gewissermaßen nur in einer unteren Liga spielen, brauchen wir uns doch nicht zu verstecken.

In vielen Gemeinden und Einrichtungen gibt es – wie zu hören war – bereits ein Bewusstsein dafür, neue pastorale Räume und Gelegenheiten zu entdecken, Orte, an denen suchende Menschen Gottes Nähe spüren können, Situationen, in denen wir mit Menschen in Kontakt kommen, die sonst bei uns nirgendwo auftauchen. Zugleich bedeutet das aber auch, selbst Gottes Botschafter an den Orten zu sein, die unser Leben prägen: von der Familie und Nachbarschaft über die Schule und den Sportverein bis zum Arbeitsplatz und zur Politik. Es ist nicht leicht, in einer nichtchristlichen Umgebung „frisch und frei“ von seinem Glauben zu sprechen. Hilft es uns nicht aber auch selbst, herausgefordert zu werden, anderen mit eigenen Worten sagen zu sollen, welche Hoffnung einen erfüllt? Eine weitere Überlegung galt der abnehmenden Bevölkerungszahl und zunehmenden Überalterung vor allem in den ländlichen Regionen. Wie könnte christliches Leben auch unter diesen Bedingungen weiterhin gelingen? Auch die Vielfalt von Lebens- und Beziehungsformen zwischen Ideal und Wirklichkeit war im Blick. Dabei – so wurde deutlich – kann es nicht darum gehen, unsere christlichen Leitbilder preiszugeben; andererseits gilt es jedoch Möglichkeiten zu finden, barmherziger miteinander umgehen zu können. Und schließlich wurde auch noch einmal hervorgehoben, dass die individuellen Gaben und Fähigkeiten, die jedem und jeder vom Heiligen Geist geschenkt worden sind, noch mehr entdeckt und fruchtbar gemacht werden sollten.

In vielem – davon bin ich fest überzeugt – braucht es Mut zum Abschied und Mut zum Experiment. Erkundigen Sie sich – liebe Schwestern und Brüder – bei denen, die an der Bistumsversammlung teilgenommen haben, genauer, was für Empfehlungen dort vorgestellt worden sind. Überlegen Sie miteinander sorgfältig: Was ist in Ihren Pfarreien, Einrichtungen und Verbänden nötig und sinnvoll? Was müsste noch evangeliumsgemäßer werden? Was können wir leisten und was sollten wir lassen, um Kräfte für Neues freizusetzen?

„Jetzt ist sie da, die Zeit der Gnade“⁴⁵ stand als Leit- und Hoffnungs-

wort über unserer Bistumsversammlung. Vertrauen wir dieser Zusage! Flüchten wir nicht vor dem, was Gott uns zumutet! Nutzen wir die Chancen, die er uns eröffnet! Möge es uns dabei geschenkt werden, „dass wir in der Erkenntnis Christi voranschreiten und die Kraft seiner Erlösungstat durch ein Leben aus dem Glauben sichtbar machen“. Bitten wir auch um Segen für unseren Papst Benedikt und um den Beistand des Heiligen Geistes für das weitere Geschick unserer Kirche! In herzlicher Verbundenheit erbitte ich Ihnen allen den Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

¹ Tagesgebet vom 1. Fastensonntag.

² Zitiert nach K. Hillenbrand, *Herausgeforderter Glaube. Zwischenrufe zu Zeitfragen*, Würzburg 2012, 160f.

³ Ebd. 51.

⁴ Vgl. Christoph Kardinal Schönborn: „Wir müssen uns lösen von dem hergebrachten Bild, dass Kirche nur dort ist, wo ein Priester ist.“

⁵ 2 Kor 6,2.

„Barmherzigkeit ist die stärkste Botschaft des Herrn“

Predigt am Dies sacerdotalis 2013
(*Jes 61,1-3a.6a.8b-9; Lk 4,16-21*)

Der Schrei nach Barmherzigkeit

„Für mich ... ist die Barmherzigkeit die stärkste Botschaft des Herrn“. So einfach und klar hat es Papst Franziskus bei der Eucharistiefeier in der Kirche Sant'Anna im Vatikan am vorletzten Sonntag formuliert. Und es sind nicht nur Worte, auch in seinen Gesten kommt diese Überzeugung deutlich zum Ausdruck. Damit hat er – wie die weltweite Resonanz zeigt – offensichtlich einen Nerv getroffen. Ist die Barmherzigkeit nicht in der Tat ein „grundlegendes Thema“ (W. Kasper) des 20. und des 21. Jahrhunderts, eine ersehnte Antwort auf die drängenden „Zeichen der Zeit“? Schon für Johannes XXIII. und Johannes Paul II. war die Frage nach der Barmherzigkeit ein zentrales Anliegen.

Sowohl unsere Vergangenheit als auch unsere Gegenwart sind von Belastungen unglaublicher Art geprägt: zwei Weltkriege, „millionenfache Völker- und Massenmorde“, „brutale totalitäre Systeme“, „die Bedrohung durch einen gnadenlosen Terrorismus, himmelschreiende Ungerechtigkeit, missbrauchte und verhungerte Kinder, Millionen Menschen auf der Flucht“, und „verheerende Naturkatastrophen“ (W. Kasper). Auch in Deutschland, wo es uns im Vergleich mit anderen Ländern doch sehr gut geht, haben Menschen Angst vor der Zukunft. Oftmals geht es in unserer Gesellschaft recht gnadenlos zu. Leistung ist gefragt, Jugendlichkeit, Schönheit, Perfektion und Flexibilität. Viele haben keine Chance mehr, werden eiskalt fallengelassen oder unmerklich vergessen. Ein Drittel der Kinder in Sachsen-Anhalt wächst zum Beispiel in Haushalten auf, die ohne besondere Unterstützung nicht mehr auskommen. Orientierungs- und Mutlosigkeit nehmen zu. Außerdem wird Persönliches in die Öffentlichkeit gezerrt und breitgetreten. Wie schnell sind Sündenböcke gefunden, nehmen Vorurteile anderen die Luft zum Atmen. Kein Wunder, dass psychische Erkrankungen von Jahr zu Jahr deutlich ansteigen. Da ist der Schrei nach Barmherzigkeit – mag er laut sein oder nur leise – inzwischen unüberhörbar.

Auch in unserer Kirche wird der Ruf nach Barmherzigkeit seit eini-

ger Zeit immer lauter. Vor allem geht es dabei um einen menschenfreundlicheren Umgang mit Glaubensgeschwistern, deren Lebensverhältnisse nicht katholischer Norm entsprechen. Bedauerlicherweise ist in unseren dogmatischen Lexika und Handbüchern Barmherzigkeit kein Hauptwort, wird diese Wesenseigenschaft Gottes in der Theologie nach wie vor sträflich vernachlässigt. Weithin geistert unter uns noch immer die Vorstellung von einem strafenden und rächenden Gott, pochen wir auf Gesetzesgehorsam, sind uns Prinzipien wichtiger als ein einzelner Mensch, gelingt es uns nicht, die Sünde zwar beim Namen zu nennen, aber den Sünder zu lieben. Oftmals verbinden wir – wie der zu Hause gebliebene Bruder des sogenannten verlorenen Sohnes – mit Barmherzigkeit eher eine zahnlose Nachgiebigkeit oder ein sentimentales Mitleid als die befreiende Erkenntnis, dass Gottes Gerechtigkeit seine Barmherzigkeit ist.

Das biblische Zeugnis

Doch ist das denn so einfach mit dieser Barmherzigkeit Gottes? Hören wir in der Bibel, vor allem im Alten Testament, nicht auch davon, dass Gott Gebote erlässt, Übertretungen nicht einfach hinnimmt und durchaus ein strenger Richter sein kann? Und gibt es nicht auch die Möglichkeit zu scheitern? Werden wir nicht immer wieder aus gutem Grund zur Umkehr gerufen? Wie verträgt sich das mit dem Bild eines Gottes, der unendlich geduldig ist? Ist das nicht ein allzu harmloser „lieber Gott“?

Diese Frage hat schon die Theologen aller Epochen beschäftigt. Oftmals haben sie dabei entscheidende Impulse von großen Heiligen bekommen, besonders von den Mystikerinnen und Mystikern. Und diese bezeugen einmütig, dass das Größte und Erste in Gott seine Barmherzigkeit ist. Ihr ist alles andere untergeordnet. Gottes Größe und Allmacht zeigen sich gerade in seiner Barmherzigkeit. Allerdings richtet diese sich an unsere menschliche Freiheit, sie wird uns nicht gegen unseren Willen von Gott übergestülpt, ist also keine „billige Gnade“.

Auch wenn an dieser Stelle ein unauflösbares Geheimnis bleibt, gibt uns das biblische Zeugnis allen Grund, dem barmherzigen Gott bedingungslos zu vertrauen. So ist zum Beispiel der Begriff Barmherzigkeit im Alten Testament von dem Wort „Mutterschoß“ abgeleitet. Wir Menschen bewegen – so könnte man sagen – Gottes Innerstes so sehr, dass er niemals aufhört, uns zu suchen und zu retten. Unzählige Frauen und Männer in der Geschichte Israels haben diese Erfah-

rung mit Gott gemacht und sie weitererzählt. Und die Propheten rufen immer wieder dazu auf, sich gegenüber den Nächsten genauso zu verhalten. Ohne Barmherzigkeit ist alle Gottesverehrung, aller Gottesdienst, sind alle Opfer, die Menschen Gott darbringen, nichts, ohne Bedeutung, fast sinnlos.

Vor allem aber können wir an Jesus Christus sehen, wie sehr das Erbarmen Gottes das Zentrum seiner Botschaft ist. Davon hören wir heute auch im Lukasevangelium (4,18f). Im Anklang an Worte aus dem Buch Jesaja heißt es da aus dem Munde Jesu: Gott „hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe“. Wann immer er auch sonst von Gott spricht, verbindet er dies mit einer heilenden und befreienden Nähe. Er berührt Menschen, die krank oder ausgestoßen sind. Er isst mit Sündern, er verzeiht und richtet diejenigen auf, die öffentlich verurteilt werden. Er nimmt sogar einen Zollbeamten wie Matthäus, der den anderen als Verräter galt, unter seine Jünger auf. Und in immer neuen Gleichnissen versucht er, die Herzen der Menschen dafür zu öffnen, dass sie von Gottes Barmherzigkeit niemals groß genug denken können. Dafür ist er schließlich sogar in den Tod gegangen. „Er lebte“ – wie Roger Garaudy, ein französischer Marxist, der aus seiner Partei ausgeschlossen wurde, über Jesus einmal schreibt – „auf eine Weise, die sein ganzes Leben kennzeichnete: jeder von uns kann in jedem Augenblick zu neuer Hoffnung aufbrechen.“

Die Kirche – Sakrament der Barmherzigkeit

Ohne Zweifel ist die Barmherzigkeit „die stärkste Botschaft des Herrn“. Es ist eine Botschaft, die für uns Konsequenzen hat, für das Leben jedes und jeder Einzelnen, aber auch für unsere kirchliche Praxis insgesamt. Schließlich gehört es ja zum Wesen und zur Aufgabe der Kirche, das Evangelium von der Barmherzigkeit Gottes erfahrbar werden zu lassen. Alle sind dazu berufen. Durch uns alle will diese Barmherzigkeit unsere Welt verändern.

Doch am heutigen Tag möchte ich den Blick einmal ganz besonders auf Sie und Euch, liebe Mitbrüder im priesterlichen und diakonischen Dienst, richten. Wie kann das – angeregt durch Jesu Vorbild – für uns aussehen, das Erbarmen Gottes zu bezeugen, Menschen von Herz zu Herz zu begegnen?

Sicher bedeutet das zunächst einmal, aufmerksam zu hören, was die

Menschen wirklich bewegt, was ihnen Angst macht oder Freude bereitet. Wenn wir uns so auf die anderen einstellen und sie mit ihrer Geschichte und ihrer Befindlichkeit tatsächlich ernstnehmen, finden wir dann vielleicht auch die rechten Worte und geraten weniger in Gefahr, Antworten auf Fragen zu geben, die gar keiner gestellt hat.

Genauso wichtig wäre es aber auch, niemanden von oben herab abzukanzeln, auch und gerade diejenigen nicht, die nur selten auftauchen oder auch anderweitig von unseren Vorstellungen und Erwartungen abweichen. Ich weiß, wie schnell man da mit seiner Geduld am Ende sein kann. Und doch dürfte wohl jedem klar sein, dass bissige Bemerkungen einen selbst zwar manchmal erleichtern, auf andere aber eher abschreckend wirken und den „glimmenden Docht“ erst recht zum Erlöschen bringen.

Barmherzig gesinnt zu sein, heißt außerdem, die moderne Welt nicht nur negativ zu sehen. Stattdessen sollte man unterscheiden, was sich darin an Gutem zeigt, und wo es andererseits Tendenzen gibt, die den Menschen auf Dauer schaden.

Vor allem aber hat Barmherzigkeit mit praktischen Konsequenzen zu tun. In der Nachfolge Jesu muss auch unsere größte Aufmerksamkeit denen gelten, für die er ein Herz hatte: die Geringsten und Schwächsten in der Gesellschaft, die Kinder und die Alten, die Armen und die Vereinsamten, die Kranken und die Behinderten. Ihnen mit Liebe zu dienen, ist eine der vornehmsten seelsorglichen Aufgaben. Sie gehört auf jede Tagesordnung und muss auch der Grundton in der Begleitung der vielen ehrenamtlich Engagierten sein.

Und schließlich werden gerade wir als hauptamtliche Vertreter unserer Kirche daran gemessen, wie wir mit Menschen umgehen, deren Lebensverhältnisse nicht dem „katholischen Ideal“ entsprechen: kühl und rigoristisch oder einfühlsam und herzlich. Wie wohltuend kann es doch sein, wenn sich ein Seelsorger auf diese Menschen wirklich einlässt und ihnen vermittelt, dass und wie sie trotzdem zu uns gehören. Auf jeden Fall darf uns ihr Schicksal nicht ungerührt lassen. Es gilt weiter nach praktikablen Lösungen zu suchen, die die katholische Lehre nicht ignorieren und doch auch der Lebenswirklichkeit inzwischen vieler gerechter werden.

Liebe Mitbrüder im priesterlichen und diakonischen Dienst, liebe Schwestern und Brüder, „Barmherzigkeit ist die stärkste Botschaft des Herrn“. Sie verlangt von uns, die wir sie weitergeben sollen, ein hörendes und demütiges Herz; eines, das sich nicht über die anderen Menschen erhebt und darum weiß, selbst auf die Barmherzigkeit

Gottes angewiesen zu sein. Nur wer sich so versteht, ist letztlich auch in der Lage, anderen in Liebe zu dienen.

„Wenn du weise bist“ – so schreibt einmal der heilige Bernhard von Clairvaux – „erweise dich daher als Schale, nicht als Kanalrohr! Das Rohr nimmt fast zur selben Zeit etwas auf und gibt es weiter. Die Schale dagegen wartet, bis sie voll ist, und gibt dann alles, was überfließt, ohne Verlust weiter. Ja, Rohre haben wir heute in der Kirche in großer Zahl, Schalen aber sehr wenige! So groß ist die Liebe von manchen: sie wollen viel lieber ausgießen als sich etwas eingießen lassen! Sie sind bereitwilliger zu reden als zu hören und schnell bereit zu lehren, was sie nicht gelernt haben. Sie verlangen danach, eine führende Stellung zu bekleiden, auch wenn sie nicht verstehen, sich selbst zu leiten. Höre ..., was du für dein eigenes Heil brauchst, bevor du so kühn sein darfst, es ausströmen zu lassen!“

Lassen wir uns in diesen Tagen wieder neu mit dem Erbarmen Gottes anfüllen, damit wir in der Lage sind, dieses Erbarmen überall dort zu Gehör zu bringen, wo Menschen darauf warten.

Öffentlich Christ sein

Predigt zum Fronleichnamsfest in Magdeburg 2013

(Gen 14,18-20; 1 Kor 11,23-26; Lk 9,11b-17)

Abseits

In einem polemischen Text vom Anfang des 2. Jahrhunderts heißt es über die frühen Christen: Sie seien „ein gemeines Verschwörerpack ...: eine obskure, lichtscheue Gesellschaft, stumm in der Öffentlichkeit, dafür geschwätzig in den Winkeln ...“ Neben anderen haarsträubenden Verdächtigungen wird auch ein Schauermärchen über die „Weihe neuer Mitglieder“ erzählt: Man würde ihnen ein Kind mit Teig bedeckt vorsetzen. „Durch die Teighülle getäuscht, lässt sich der Neuling zu Messerstichen verleiten, bei denen er nichts Arges vermutet und die doch, dem Auge völlig entzogen, dem Kind tödliche Wunden beibringen. Dann ... schlürfen sie das Blut des Kindes gierig auf und reißen sich gar noch um die zerhackten Glieder. Das also ist ihr Opfer, mit dem sie sich verbünden ...“ Ob all das stimme, was so über die Christen verbreitet sei, weiß der Verfasser selbst nicht, aber er hält es für möglich; immerhin passe es zur „Heimlichtuerei dieser verbrecherischen Sekte“. „Warum“ – so fragt er – „bemühen sie sich denn so sehr, den Gegenstand ihrer Verehrung ... zu verheimlichen?“

Während dieser Heide gehässig kritisiert, dass die Christen sich angeblich nicht in die Öffentlichkeit wagen – eigentlich zynisch angesichts der damaligen Rechtslage im Römischen Reich –, gibt es seit Beginn der Neuzeit immer wieder Bestrebungen, sie daraus zurückzudrängen. In der Säkularisation bereicherten sich die Fürsten an den kirchlichen Gütern. Unter den Nationalsozialisten wurden katholische Schulen geschlossen und Verbände aufgelöst. Und im Kommunismus war es erklärtes Ziel, jegliche Religion zum Absterben zu bringen. Kirche sollte aus der Öffentlichkeit verschwinden, das Christentum auf Gottesdienst und Sakristei beschränkt sein und Religion höchstens noch als private Gefühlsangelegenheit im stillen Kämmerlein dahinvegetieren. Und das war nicht nur eine Wunschvorstellung, sondern wurde oftmals brutal durchgesetzt.

Kurioserweise möchten auch heute manche Parteien und andere Gruppierungen Religion wieder aus der Öffentlichkeit ins Abseits drängen. Nunmehr ist „Toleranz“ das Zauberwort. Der weltanschauliche Pluralismus, die säkulare Gesellschaft und die Neutralität des

Staates – so die zunehmende Meinung – würden dies einfordern. Religionslosigkeit sei gewissermaßen die Grundlage für alle Bürgerinnen und Bürger. Folglich bedeutet das Recht auf Religionsfreiheit dann fast nur noch negativ, das Recht zu haben, von jeglicher Religion frei zu sein, als vielmehr positiv, sich frei und öffentlich zu einer Religion zu bekennen. Religiöse Symbole – wie etwa das Kreuz – werden für Menschen anderer Gesinnung immer mehr als eine unzumutbare Provokation angesehen. Vor allem – so heißt es – hätten in der politischen Debatte religiöse Argumente keinen Platz mehr. Dabei tritt inzwischen sogar – wie auch Leserbriefe aus unserer Region belegen – eine ziemlich aggressive Religionsfeindlichkeit zu Tage. Ein Zerr- und Schreckbild von Religion wird propagiert, das oftmals primitiver nicht sein kann und jeglichen Respekt vermissen lässt. Man kann durchaus davon sprechen, dass heutzutage auch in Europa die Diskriminierung von Christen ansteigt.

Innerlich

Was hat das alles – so werden sich manche von Ihnen fragen – mit Fronleichnam zu tun? Nun, was wir da von jenem heidnischen Polemiker über die frühen Christen gehört haben, ist das nicht auch eine Karikatur dessen, was wir heute in besonderer Weise begehen, was gewissermaßen die Quelle und der Höhepunkt unseres ganzen christlichen und kirchlichen Lebens ist: die Feier der Eucharistie? Wer sie rein äußerlich betrachtet oder nur einige reizvolle Wortfetzen aufnimmt, kann noch immer zu ähnlichen kuriosen Eindrücken kommen wie dieser Römer. Was soll auch heute ein Außenstehender damit anfangen, wenn er hört, dass wir eingeladen sind, den Leib Christi zu essen und sein Blut zu trinken? Aber verstehen wir selbst, worum es bei diesem Geheimnis unseres Glaubens geht?

Im Zentrum der Eucharistiefeier bestätigen wir das „Geheimnis unseres Glaubens“ mit den Worten: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit.“ Wir erinnern uns dabei nicht nur an Jesus Christus. Wir feiern kein Totengedächtnis. Wir glauben vielmehr, dass er selbst in den Zeichen von Brot und Wein wirklich gegenwärtig ist. „Das ist mein Leib“ – hat er gesagt – „das ist mein Blut. Nehmt und esst – nehmt und trinkt.“ Und das galt nicht nur für damals. Er nimmt uns auch heute gewissermaßen mit in den Abendmahlssaal und bezieht uns ein in das Geheimnis seines Todes und seiner Auferstehung. Jedes Mal, wenn wir in einer Eucharistiefeier Brot und Wein empfangen, ist er

selbst es, der zu uns kommt, haben wir die Chance, uns – so, wie wir sind: mit unseren Zweifeln und Sorgen, mit unserer Trägheit und mit allem, was uns bewegt und beschäftigt – von ihm zu neuem Leben verwandeln zu lassen.

Und noch etwas gehört ganz wesentlich zu diesem zentralen Geheimnis unseres Glaubens: Wir empfangen Christus nicht nur individuell oder privat; da kommt nicht nur – wie es manchmal in frommen Texten heißt – „mein Seelenbräutigam“ zu mir. Wir empfangen ihn vielmehr inmitten der Kirche, um zu werden, was wir sind: Glieder des Leibes Christi. So betont auch schon der Apostel Paulus in seinem ersten Brief an die Gemeinde in Korinth: „Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi? Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib, denn wir alle haben teil an dem einen Brot“ (10,16). Durch die Kommunion – so glauben wir – wird diese Einheit der Kirche in Christus auf höchste Weise dargestellt und gefestigt.

Aus diesem Geheimnis haben unzählige Gläubige gelebt und überlebt, auch wenn sie missverstanden, diskriminiert oder verfolgt wurden. Hierin fanden sie ihren letzten Halt und ihren motivierenden Antrieb. Hier sprudelt auch heute unsere eigentliche Quelle. Darum ist Fronleichnam zuerst einmal ein sehr innerliches Fest. Es fordert zutiefst unseren Glauben und unsere Frömmigkeit heraus. Ohne diese wesentlichen Voraussetzungen wäre das, was wir miteinander begehen, nur hohles Ritual und äußerliches Getue.

Öffentlich

Können und dürfen wir aber das, wovon wir überzeugt sind und was uns innerlich bewegt, für uns allein behalten? Stehen wir nicht unter dem Auftrag Jesu Christi, sein Evangelium allen Völkern zu verkünden? Sollen wir nicht Licht der Welt, Salz der Erde und Stadt auf dem Berge sein? Christlicher Glaube hat doch nicht nur mit Gefühlen zu tun, sondern betrifft den ganzen Menschen mit Seele und Leib, ja zutiefst auch alle seine Beziehungen: zu den anderen Menschen, den Tieren und der gesamten Natur. Ist uns nicht die Verantwortung übertragen, unsere Gesellschaft aus dem Glauben heraus mit zu gestalten und für die Würde jedes Menschen als Abbild Gottes einzutreten? Sind wir als Kirche – zusammen mit anderen Kräften – nicht auch Hüter und Wächter grundlegender Werte und Rechte menschlichen Zusammenlebens?

Wer von Jesus Christus angerührt und in seine Nachfolge gerufen ist, zeigt das, egal, ob ihm andere dabei folgen oder nicht. Warum tun

wir uns manchmal so schwer, die eigene Glaubensüberzeugung ohne Fanatismus, aber mit Stolz und freimütig zu vertreten? Wir sind doch nicht irgendwelche Ganoven, die anderen einen Ladenhüter oder eine zwielichtige Versicherung aufschwätzen wollen. Wir helfen niemandem weiter, wenn wir uns verleugnen und unser Profil vom Gegenwind abschleifen lassen. Gerade eine pluralistische Gesellschaft braucht, um nicht auseinander zu brechen und in Gleichgültigkeit zu versinken, markante und verantwortungsbewusste Gruppen, die sich zu Wort melden und tatkräftig einmischen.

Seit dem Hohen Mittelalter zieht man zu Fronleichnam in die Öffentlichkeit, um aller Welt das Innerste der Kirche zu präsentieren. Recht verstanden ist das keine Demonstration der Macht oder von Erfolgen, keine Militärparade und kein Karnevalsumzug, sondern ein Ausdruck gelebten Christentums: Kirche als pilgerndes Gottesvolk – wir unterwegs durch diese Zeit – und der Herr in unserer Mitte. Könnte es nicht sein, dass unser Glaube durch eine solche Prozession vielleicht sogar wächst? Man lernt seine Hoffnung und seine Frömmigkeit auch dadurch – so ein Theologe unserer Tage (F. Steffensky) –, dass man seine „Hoffnung vor anderen ausbreitet“, dass man sie – im tiefsten Sinn des Wortes – „demonstriert“, zeigt, zur Debatte stellt.

Wir dürfen und sollen zeigen, was uns wichtig ist, wovon wir leben, woran wir glauben: dass Gott auch in unseren Tagen in der Welt anwesend ist und ihr etwas zu sagen hat. Mit unserer Prozession bringen wir zum Ausdruck: Diese unsere Welt ist nicht von allen guten Geistern verlassen und von Gott vergessen. Zugleich legen wir damit aber auch ein Bekenntnis ab. Jede und jeder Einzelne traut sich, das auch öffentlich zu zeigen. Mit diesem Bekenntnis wollen wir niemanden vereinnahmen. Wir demonstrieren es auf friedliche Weise. Aber wir sind davon überzeugt, dass wir für alle Menschen etwas einzubringen haben: eine Perspektive der Hoffnung. Das können wir unmöglich geheim halten. Dafür dürfen wir durchaus auch einmal auf die Straße gehen. Dafür dürfen wir demonstrieren, auch wenn wir nicht wissen, „was es bringt“. Das braucht nicht unsere Sorge zu sein. Wenn wir uns Gott zur Verfügung stellen, so gut wir können, dann wird er das Seine dazu tun. Und niemand muss sich davor fürchten.

Wir feiern Fronleichnam. Wir besinnen uns dabei auf unsere Mitte. Wir bleiben damit jedoch nicht in idyllischer Abgeschlossenheit. Wir ziehen auch los, um der Welt zu zeigen, welches wunderbare Geheimnis uns erfüllt und bewegt.

Sich furchtlos zu Gott bekennen

Predigt zum Mauritius-Fest 2012 in Magdeburg
bei einem Fernsehgottesdienst
(Röm 5,1-5; Mt 10,28-33)

Vor über 1700 Jahren soll Mauritius, der Befehlshaber der sogenannten Thebäischen Legion, mit weiteren christlichen Gefährten das Martyrium erlitten haben. So heißt es jedenfalls in einem Bericht des 5. Jahrhunderts. Geschehen sei dies im Wallis, einer Region in der Schweiz. Offensichtlich hatten die meisten dieser Soldaten sich geweigert, den Göttern Roms zu opfern und gegen Christen vorzugehen. Also wurde die Legion mit Mauritius an der Spitze wegen Befehlsverweigerung zuerst dezimiert und dann gänzlich niedergemacht.

Diese Erfahrung, auf den Widerstand der Welt zu stoßen und manchmal sogar bis auf den Tod bekämpft zu werden, hat die Christen durch die Jahrhunderte hin begleitet und geprägt. Darauf hat schon Jesus seine Jünger vorbereitet. So hört man ihn auch im Matthäusevangelium ziemlich ernüchternd sagen: „Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe“ (Mt 10,16a); oder: „Ihr werdet um meines Namens willen von allen gehasst werden“ (22).

Auch heute ergeht es vielen Christen so; wir sind sogar die weltweit am stärksten bedrängte Glaubensgruppe. In zahlreichen Staaten gibt es gezielte Verletzungen der Religionsfreiheit, werden Christen benachteiligt, verfolgt und sogar ermordet – sei es in manchen islamischen Ländern, in totalitären Diktaturen oder umkämpften Krisengebieten. Christen gelten häufig als Bürger zweiter Klasse, denen selbst humanitäre Grundrechte verweigert werden. Immer wieder hört man gerade in den letzten Jahren von brutalen Übergriffen im Nahen Osten. Der Irak oder Ägypten stehen uns da vor Augen. Bischof Damian und seine koptischen Mitchristen sind davon sehr persönlich betroffen. Aber auch in Syrien herrscht große Angst vor der weiteren Entwicklung. Unzählige sind deshalb schon aus ihrer zum Teil uralten Heimat geflohen; und der Exodus geht weiter.

Das kann und darf uns nicht kalt lassen. Diese Christen brauchen unsere Solidarität. Politische Interventionen für ihren Schutz sind gefragt, materielle Unterstützung für die Flüchtlinge an den neuen Aufenthaltsorten, aber auch unser flehentliches Gebet und die Bereitschaft, sie gegebenenfalls in Deutschland aufzunehmen.

Die Erfahrung, auf den Widerstand der Welt zu stoßen, ist aber

auch uns Christen in Europa nicht ganz fremd. Schon seit einiger Zeit bläst uns ein rauerer Wind ins Gesicht. Immer mehr scheint die christliche Grundprägung unseres Kontinents in die Brüche zu gehen und auch bewusst bekämpft zu werden. In vielen Bereichen sind Kräfte am Werk, die die Kirche aus der Öffentlichkeit in private Nischen drängen wollen. Gerade in den Fragen um den Beginn und das Ende des menschlichen Lebens spüren wir, dass es zunehmend schwerer wird, unsere christliche Überzeugung verständlich zu machen. Zudem meinen manche neuerdings im Namen angeblicher Vernunft sogar, jegliche Religion radikal und aggressiv bekämpfen zu müssen.

Wie kann man da heute zu seinem christlichen Glauben stehen und ihn anregend leben? Sollen wir auffälliger und anstößiger werden oder eher darauf verzichten, nur irgendwie unangenehm zu erscheinen? Eine Pauschallösung hat es wohl nie gegeben und gibt es auch heute nicht. Gemeinsam und je einzeln müssen wir Wege suchen, unserer Berufung und Sendung unter den jeweiligen Bedingungen gerecht zu werden. Dabei sollten wir uns aber von einer Grundhaltung leiten lassen, die Jesus im heutigen Evangelium seinen Aposteln nahe legt und die nichts an Aktualität eingebüßt hat: Fürchtet Gott mehr als die Menschen; ja legt sogar jegliche Menschenfurcht ab und setzt allein auf Gott.

Der moderne Mensch indes scheint die Furcht vor Gott verloren zu haben, beugt sich aber vielfach anderen Mächten und ist nicht etwa von Zwang und Unterdrückung frei. So sind auch wir Christen manchmal in Gefahr, Gott nicht mehr richtig ernst zu nehmen und bis zur Bedeutungslosigkeit zu verharmlosen. Kein Wunder, wenn wir uns dann auf einmal in ganz anderen Abhängigkeiten und sogar Versklavungen wiederfinden. Gott mehr zu fürchten als die Menschen – recht verstanden: sich eher seiner Schöpfermacht und Liebe anzuvertrauen als sich menschlicher Ohnmacht und Willkür auszuliefern –, erniedrigt nicht, sondern befreit zu wahren Leben. Und dieses kann nur Gott gewähren, von Menschen hingegen nicht angetastet werden. Sie können zwar – wie es heißt – den Leib, aber nicht die Seele töten. Auch dürfen wir Gottes ganz persönlicher Sorge vertrauen: Wenn ihm schon die Spatzen einer gewissen Aufmerksamkeit wert zu sein scheinen, um wie viel mehr erst wir Menschen.

Und schließlich verheißt Jesus auch, dass Gottes Botschaft trotz allen Widerstandes letztendlich Erfolg haben – das heißt: von den Dämonen gerufen werden – wird (Mt 10,27). Sich furchtlos an Gott zu halten und Jesus vor den Menschen zu bekennen, erfordert zwar den Einsatz der ganzen Person und ist weder einfach noch bequem. Wer

dies aber beharrlich angeht, darf gewiss sein, dass auch Jesus – wie es im Evangelium heißt – sich zu ihm bekennt und vor seinem himmlischen Vater als Anwalt für ihn eintritt. Wie schon Augustinus schreibt, „schreitet (die Kirche) zwischen den Verfolgungen der Welt und den Tröstungen Gottes auf ihrem Pilgerweg dahin“. Inmitten dieser Gemeinschaft erfahren auch wir als Jüngerinnen und Jünger Jesu manchen Widerstand. Lassen wir uns dadurch nicht irritieren. Nehmen wir diese Herausforderung an. Verlieren wir nicht die Hoffnung. Erweisen wir uns auch denen solidarisch, die als Christen existentiell noch viel größeren Nöten und Gefahren ausgesetzt sind. Und bitten wir Gott im Blick auf das kraftvolle Glaubenszeugnis des heiligen Mauritius: „Gib auch uns den Mut, dir mehr zu gehorchen als den Menschen.“



Die Bistumswallfahrt stand 2012 ganz im Zeichen des Zweiten Vatikanischen Konzils, das Papst Johannes XXIII. vor 50 Jahren eröffnet hat. Laut Bischof Gerhard Feige sind die Themen des Konzils weiter aktuell. Es hat „Maßstäbe gesetzt, hinter die wir nicht mehr zurück können“ und eine „Reform eingeleitet, die weiter gehen muss. Eine erneute Auseinandersetzung mit diesem „Weltereignis“ hält Bischof Feige „für eine herausfordernde und drängende Aufgabe“.





Zu einem lebendigen Glaubenszeugnis statt überzogenem Aktionismus hat Bischof Gerhard Feige die Christen seiner Diözese anlässlich der Bistumsversammlung in Magdeburg ermuntert. Nachdem zehn Arbeitsgruppen über Monate hinweg teils sehr konkrete Anregungen erarbeitet und der Versammlung vorgestellt hatten, überlegten die Teilnehmer, welche Anregung in ihrer Pfarrei oder Einrichtung aufgegriffen werden könne. An der Bistumsversammlung nahmen rund 400 Christen aus der ganzen Diözese teil, darunter Haupt- und Ehrenamtliche aus Pfarreien und Sozial- wie auch Bildungseinrichtungen sowie Gäste aus den evangelischen Kirchen und dem Erzbistum Paderborn. Sie stand unter dem Leitwort: „Jetzt ist sie da, die Zeit der Gnade!“.





Als Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz nahm Bischof Feige an den Feiern zur Inthronisation des Patriarchen der Griechisch-Orthodoxen Kirche von Antiochien John X. teil. Damit bekundete Feige die Solidarität der deutschen Katholiken mit den Christen im Nahen Osten, die in großer Bedrängnis sind. Das Bild zeigt Bischof Feige am Rand der Feiern im Gespräch mit dem melkitischen Patriarchen Gregorius III.

Einmal im Jahr treffen sich der Ordinariatsrat des Bistums Magdeburg und der Geistliche Rat des Erzbistums Paderborn zu Gesprächen. Meist geht es um Fragen der Seelsorge und aktuelle Themen der Weltkirche. Beide Seiten pflegen so auch die Partnerschaft zwischen ihren Ortskirchen. Bis zur Gründung des Bistums Magdeburg gehörte das Gebiet zum Erzbistum Paderborn. 2013 fand die Begegnung im Roncalli-Haus Magdeburg statt.





Neujahrsempfang des Bischofs für ausländische Mitbürger: Wie aus verschiedenen bunten Bändern ein farbenfroher Teppich entstehen kann, so können Menschen aus vielen Nationen zu einer vielseitigen, guten Gesellschaft zusammen finden. Die Vorsitzende der Härtefallkommission des Landes Sachsen-Anhalt Monika Schwenke und Bischof Gerhard Feige weben die ersten Bänder ein. Danach waren alle Gäste eingeladen, mit ihrem Band zum Gelingen des Teppichs beizutragen.



Mit dem evangelischen Regionalbischof Christoph Hackbeil – links von Gerhard Feige – ist der Bischof im Januar 2013 in die Kaligrube Zielitz eingefahren. Beide zeigten sich beeindruckt von der schweren Arbeit unter Tage. In Zielitz bauen die Kumpel den Kali bei einer Temperatur von 44 Grad Celsius ab.



So sieht also ein Bischofskreuz aus...
Begegnung am Rand der Feier zum 150-jährigen Bestehen der Missionspfarrei Zeitz im Juni 2013.

Bischof Feige stellt sich den Fragen Jugendlicher. Die Jugendpastoral des Bistums Magdeburg hatte im Frühjahr angehende Firmlinge zu einem Wochenende in das Jugendbildungshaus St. Michael Roßbach eingeladen.





Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Rainer Haseloff und Bischof Feige bedanken sich bei jungen Frauen und Männern, die nach dem Hochwasser im Juni 2013 auf Einladung des Bundes der deutschen katholischen Jugend im Bistum geholfen haben. Rund 400 Jugendliche aus dem gesamten Bundesgebiet waren in die Region gekommen und fasten tüchtig mit an.



Als Schirmherr wirbt Bischof Feige für die 72-Stundenaktion des BDJ, bei der sich im Bistum Magdeburg vom 13. bis 16. Juni 2013 weit mehr als tausend Kinder, Jugendliche und Erwachsene für soziale Projekte engagiert haben.

Das Leben teilen

Zum Osterfest 2013

Ostern hat es für Christen mit dem ganzen Leben zu tun, seinen Schat-ten- und Lichtseiten, seiner Vergänglichkeit und seiner Sehnsucht nach Unendlichkeit. Dabei ist nicht nur der Einzelne im Blick. Niemand verdankt sich ja selbst oder kann allein glücklich werden. Wir alle leben in Beziehungen, sind von ihnen abhängig und gestalten sie mit. Ob Leben als bedrückend oder sinnvoll erfahren wird, hängt entscheidend davon ab, wie gut „vernetzt“ wir sind und in was für einer Gesellschaft wir leben.

Einerseits kreisen viele Menschen – überheblich oder getrieben – nur noch um sich selbst, bleiben andere – fallengelassen und ausgegrenzt – auf der Strecke, wächst die Entfremdung voneinander, von Gott und von sich selbst immer mehr, eskalieren gegensätzliche Interessen, behaupten Lobbyisten kämpferischer Gruppierungen die öffentliche Diskussion, werden kritische Anfragen und Standpunkte niedergemacht, schwinden Vertrauen und Respekt, breiten sich Gleichgültigkeit oder Aggressivität aus. Manches kann da schon beängstigen und die Luft zum Atmen nehmen. Andererseits teilen viele von uns nach wie vor ihr Leben miteinander, werden Kinder liebevoll bejaht und begleitet, gibt es Mitmenschen, die in Krisen- und Notsituationen einfühlsam und tatkräftig zur Seite stehen, erfahren Kranke, Behinderte und Sterbende qualifizierte Hilfe und trostreiche Zuwendung, ist Verantwortungsbewusstsein kein Fremdwort, engagiert man sich kommunal- oder landespolitisch, in Kirchen und Vereinen, geht es dialogbereit und konstruktiv um Gerechtigkeit, Solidarität und das Gemeinwohl. Oftmals bestätigt sich dabei: „Geteilte Freude ist doppelte Freude, geteiltes Leid ist halbes Leid.“

Inmitten dieser Entwicklungen macht die Botschaft von der Auferstehung Mut, sich nicht mit Tendenzen und Praktiken abzufinden, die sich gegen menschliches Leben richten, statt es zu schützen und zu fördern. Die Aussicht, auch selbst beim eigenen Sterben nicht sang- und klanglos im Nichts zu enden, sondern in Gottes Ewigkeit persönlich und gemeinschaftlich eine Zukunft zu haben, befreit und beflügelt. Wer daran glauben kann, wird sich nicht ins private Abseits flüchten oder drängen lassen, sondern versuchen, das Zusammenleben und die Gesellschaft kreativ mitzugestalten. In diesem Sinn ist Ostern eine freudige Verheißung und ein kraftvoller Impuls zu einem beziehungsreichen Leben, zu Hoffnung und Zuversicht.

Nüchterne Zuversicht

Statement beim zweiten Teil der Bistumsversammlung
im November 2012 in Magdeburg¹

Liebe Schwestern und Brüder, ich habe kein ausgearbeitetes Referat, und kann auch nicht auf alle aufgeworfenen Probleme eingehen. Ich will aber versuchen, Antworten zu geben.

Zunächst nehme ich nüchtern wahr, was hier auch vorgetragen wurde: unsere Grenzen, Beschränkungen, Schwächen, unsere Entwicklung, so wie sie sich darstellt. Ich bin seit Herbst 2008 zu Visitationen unterwegs gewesen und konnte im Frühjahr dieses Jahres gewissermaßen die Runde abschließen. Dadurch habe ich – so jedenfalls meine Meinung – einen guten Überblick über unser Bistum und Einblicke in die verschiedensten Situationen. Und von meiner Art her mache ich mir nichts vor. Ich habe auch bei den Gesprächen, die ich mit den Gremien geführt habe, mit den Teams und mit einzelnen, immer wieder auf die Entwicklung vor Ort hingewiesen. Das, was sich da ereignet, soll man nicht beschönigen, dem soll man sich nicht entziehen, das darf man auch nicht verdrängen. Dem muss man sich schlicht und einfach stellen. Das gehört sogar wesentlich zu unserem Christsein. Gott hat seinen Sohn in die Welt gesandt, er ist Mensch geworden, weil er diese Welt ernst nimmt. Oder anders gesagt: Nur das, was angenommen ist, kann erlöst werden. Das heißt, wir müssen erst einmal ja sagen zu dem, was wir da sehen, was wir da wahrnehmen. Nur daraus kann dann auch etwas anderes erwachsen.

Ich ergänze noch einige konkrete Dinge. Wir hatten, als wir damals mit der Bildung der Gemeindeverbände begonnen haben, aus denen dann Pfarreien geworden sind, das Kriterium, es sollten in einem Gemeindeverbund mindestens 1500 bis 2000 Katholiken leben. Wir sind inzwischen so weit, dass zwölf der 44 Pfarreien nicht mehr 1500 Katholiken haben, und drei davon sind unter 900 gerutscht. Das kann man nicht einfach ignorieren; das muss zur Kenntnis genommen werden. Oder die Alterszusammensetzung unserer Gemeinden. Darin zeigt sich, dass wir an der demografischen Entwicklung unserer Gesellschaft teilnehmen. Das ist auch tatsächlich so. Wir haben über Jahre beobachten können, dass der Verlust unserer Gemeinden prozentual dem Verlust der Gesellschaft entspricht. Demnächst werden wir davon aber wahrscheinlich doch noch stärker betroffen sein als die übrige Bevölkerung. Wie viele – wenn man bei 40 Jahren so ungefähr die Lebensmitte mal ansetzt – wie viele aus unseren Reihen sind un-

terhalb dieser Grenze, wie viele sind oberhalb dieser Grenze? Oder in unserer Statistik lässt sich – jeder kann das einsehen – genau auch noch differenzieren, wie viele zum Beispiel über 66 Jahre alt sind. Anhand solcher Zahlen werden manche betroffen sein.

Auf der anderen Seite teile ich aber auch viel von dem, was Ordinariatsrat Lieb gesagt hat. Bei meinen Visitationen habe ich nur staunen können über das, was da vor Ort lebendig ist. Innerhalb unserer Pfarreien und Gemeinden, auch in unseren sozial-karitativen Einrichtungen, Kindertagesstätten und Schulen ist vieles bewundernswert. Und auch die Beziehungen, in denen unsere Pfarreien leben, zeigen: Wir sind nicht etwa abgeschottet, sondern in Kontakt mit vielen, was Mut machen kann. Und nicht zuletzt ist es eine Tatsache, dass sich seit 1989/90 immer wieder auch Erwachsene taufen lassen. Das hat es vorher fast gar nicht gegeben.

Unsere Potentiale sind enorm

Das sollte man auch zur Kenntnis nehmen. Gut, es ist keine Massenbewegung; aber immerhin so etwa 15 Prozent unserer Taufen im Jahr betreffen Erwachsene. Wichtig ist hier natürlich: Was wird dann mit ihnen? Können unsere Gemeinden ihnen auch wirklich ein christliches Lebensumfeld bieten, ihnen auch Chancen geben, sich auf diesem Weg gut weiter zu entwickeln? Dass Menschen zum Glauben kommen, ist ein mühsamer Prozess. Wir haben es dieser Tage bei der Zentralkonferenz unserer Diakone von einer Studie, einer evangelischen Studie aus Greifswald, gehört. Deren Frage war: Wie kommen Menschen in unserer Region – konkret bezogen auf Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen – eigentlich zum Glauben, oder auch, wenn sie schon einer Kirche angehören, wie kommen sie zu einem lebendigen Glauben? Wie vollzieht sich – im allgemeinen Sinn verstanden – eine Konversion, die das Leben verändert und auf einen neuen Weg führt? Und das war äußerst interessant, aber auch ernüchternd, weil freilich deutlich wurde, dass eine solche Lebenswende im Schnitt zwölfteinhalb Jahre dauert. Das heißt: Hierbei lässt sich nichts übers Knie brechen, so etwas dauert seine Zeit, braucht vielfältige Ansätze und Geduld, da muss man in Kontakten immer wieder zur Verfügung stehen, damit sich tatsächlich etwas bewegt und entwickelt.

Unsere Potentiale – so sage ich einmal – sind für unsere Verhältnisse durchaus enorm. Wir haben Haupt- und Ehrenamtliche, wir haben eine Fülle von Einrichtungen, von Verbänden und Vereinen, von Häu-

sern, auch wenn es perspektivisch weniger werden. Nur einige Zahlen: An unseren katholischen Schulen in Sachsen-Anhalt sind inzwischen an die 3000 Schülerinnen und Schüler und über 220 Lehrerinnen und Lehrer, und in unseren sozial-karitativen Einrichtungen sind es ungefähr 4500 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Das ist schon ein Schatz und sollte beachtet werden. Dem steht freilich eine andere Erfahrung entgegen, die ich neulich einmal gemacht habe und die mich immer noch nachhaltig beeindruckt. Ich habe das schon an verschiedenen Stellen erzählt. Es war bei der letzten Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Regensburg. An jedem Tag wurde eine Messe gefeiert, an Werktagen wohlgerne, immer in einer anderen Kirche; und zu all diesen Gottesdiensten kamen jeweils etwa tausend Gläubige. Auch kirchenmusikalisch war das phantastisch gestaltet, jeder Werktagsgottesdienst durch einen anderen Chor, durch ein anderes Orchester, und alles kircheneigene Gruppierungen. Zudem habe ich noch gehört, dass für die Regensburger Domspatzen das Bistum jährlich zwei Millionen Euro zuschießt. Spätestens da war für mich klar: Als Kirche von Magdeburg spielen wir in einer anderen Liga. Und das müssen wir ganz einfach zur Kenntnis nehmen, weil man sich ja schnell einmal mit den anderen Bistümern in Deutschland vergleicht. Diese sind insgesamt sehr unterschiedlich. Wir spielen tatsächlich in einer anderen Liga, aber wir können durchaus – im übertragenen Sinn gemeint – guten Fußball spielen. Einerseits erscheint das nicht sehr motivierend, andererseits verbinden sich damit aber auch manche Chancen. Dass wir uns hier in diesem Raum so gut kennen, das hängt auch an unserer Kleinheit. Aber es ist durchaus doch etwas Positives, dass es diese Beziehungen und manche schnellen Wege gibt, wo alles nicht so kompliziert ist. Wir sind keinesfalls ideal, das Ordinariat ist es auch nicht.

Eine andere Liga

Aber wir haben auch in unseren Verhältnissen gute Möglichkeiten. Dazu noch ein kleines Beispiel. Manchmal sind wir uns dessen gar nicht bewusst und hören es vielleicht von anderen, die zu Besuch sind, die einen von außen wahrnehmen. Meistens stutze ich dann erst, und schließlich kommt es zu einem Aha-Effekt. So ging es mir wieder einmal vor ein paar Tagen. Ich hatte eine Werktagmesse in der Kathedrale St. Sebastian. Und da kommt nachher, nach der Messe, ein Mann in die Sakristei, stellt sich vor – ich sage jetzt nicht aus welchem Bistum er war, aber aus einem relativ großen Bistum in Deutschland

– und sagt mir: „Wissen Sie, ich bin schon lange Pfarrer, habe das aber noch nie erlebt, dass ein Bischof so eine ganz normale Werktagsmesse hält und dann noch die Lieder selber anstimmt.“ Dafür kann man sich schämen und darüber klagen, wie armselig wir doch sind, dass selbst ein Bischof sich nicht noch mehr leisten kann. Es kann einem dadurch aber auch bewusst werden, dass das, was man vielleicht als Defizit ansieht, jemand von außen sogar als positiv wahrnimmt. Auch in der vierten Liga, oder in welcher wir eben spielen, kann mit den vorhandenen Möglichkeiten durchaus gut gespielt werden.

Kirche verändert sich, Botschaft und Auftrag an uns bleiben. Wie geht es mir damit? Ich kann mich noch erinnern – bei meiner Amtseinführung war es wohl – dass mir Axel Noack, der damalige Bischof der „Kirchenprovinz Sachsen“, jetzt ist es die „Evangelische Kirche in Mitteldeutschland“, auf seine unverwechselbare Art sagte: „Lieber Bruder, es ist schön, in Magdeburg Bischof zu sein.“ „Ja“ – habe ich mir gedacht – „das hängt von der Mentalität ab, das hängt auch von persönlichen Erfahrungen ab.“ Ich habe das nicht unbedingt eins zu eins nachvollziehen können; ich war sogar im Laufe der Jahre angesichts dessen, was wir hier auch erleben mussten, manchmal ziemlich niedergeschlagen, rat- und mutlos. So möchte ich es hier auch einmal deutlich sagen. Es ist nicht so ganz leicht und nicht immer ein paradiesischer Zustand. Aber ohne zu heucheln, kann ich auch sagen: Letztendlich bin ich doch gern hier in Magdeburg Bischof und möchte es nicht woanders sein. Ich sehe unsere Grenzen, ich sehe unsere Situation, wie sie ist, aber ich habe ein enormes Vertrauen, dass Gott diesen Weg mit uns geht. Ich sage es manchmal bei Firmungen: „Kirche ist eine Schicksalsgemeinschaft auf dem Weg durch die Zeit, seit 2000 Jahren“ – sie merken, ich kann das auswendig – „mit Höhen und Tiefen, mit Auf-, Ab- und Umbrüchen, mit Sünde und Gnade. Wäre der Herr nicht in unserer Mitte, gäbe es uns schon längst nicht mehr.“ Das ist also das Fundament, auf dem wir aufbauen, dem wir gläubig vertrauen. Das macht Mut. Dann sind es aber eben auch die Erfahrungen, die wir an- und miteinander machen. Auf der einen Seite wieder – ich sage das auch in aller Öffentlichkeit – haben sich in den Jahren einige Beziehungen merklich abgekühlt. Ein Bischof muss auch unpopuläre Entscheidungen treffen; und mir ist nicht verborgen geblieben, dass manche doch im Laufe der Zeit ein Stück auf Distanz zu mir gegangen sind. Das ist so. Auch andere Verantwortungsträger machen ähnliche Erfahrungen, weil sie nicht jedem nach dem Mund reden oder seinen Vorstellungen folgen können. Das hindert aber nicht, dass ich gern hier bin und auch merke,

dass wir zueinander gehören und gemeinsam unsere Zukunft gestalten wollen. Und das traue ich uns hier im Bistum insgesamt zu. Ich möchte also mit Euch, mit Ihnen, mit allen Gläubigen unseres Bistums auch weiter den Glauben verantwortungsbewusst teilen und die Situation unserer Kirche, die Beziehungen zu den anderen Kirchen und zur Gesellschaft hier in diesem Land positiv vorantreiben. Ich bin dankbar für alle motivierten, kreativen und kommunikativen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die nicht nur ihren Job machen, sondern sich mit Herz und Verstand einbringen. Nur gemeinsam können wir diesen Weg auch wirklich konstruktiv beschreiten.

Wegbereiter, nicht Nachlassverwalter

Welche Akzente sehe ich für wichtig an. Zunächst einmal: Wir brauchen ohne weiteres Priester. Unsere Kirche hat eine sakramentale Dimension und auf diesem Hintergrund ist es wichtig, dass wir Priester haben, Priester – so würde ich es in drei Wortgruppen formulieren – die Diener sind und nicht Herren, die Geistliche sind und nicht Funktionäre, die Wegbereiter sind und nicht Nachlassverwalter. Das ist also für uns wesentlich, das gehört zum katholischen Kirchenverständnis. Es stimmt aber auch, was Kardinal Christoph Schönborn von Wien neulich einmal gesagt hat: Wir müssen uns von dem hergebrachten Bild lösen, dass Kirche nur dort ist, wo ein Priester ist. Auch das gehört zur Geschichte unserer Kirche, wird aber nicht immer so wahrgenommen. Das muss uns auf neue Weise bewusst werden. Kirche ist in unseren Pfarreien und Gemeinden, sie ist in unseren Einrichtungen und mitten in der Gesellschaft, in den Bereichen der Sonderseelsorge wo auch immer, sie ist in unseren Schulen und Kindertagesstätten, sie ist in unseren sozial-karitativen Heimen und Beratungsstellen, sie ist in unseren Vereinen und Verbänden, in unseren Klöstern und geistlichen Bewegungen.

Ein weiteres: „Kirche“ – so hat Alois Glück einmal gesagt – „ist nicht die Summe ihrer Defizite“, auch wenn wir manchmal recht negativ wahrgenommen werden. Wir dürfen unseren Blick für das Positive, für die Tiefendimension unserer Kirche nicht verlieren. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Trost- und Hoffnungslosigkeit einer Gesellschaft zu verstärken, zu verdoppeln. Nicht jammern, nicht lamentieren, nicht resignieren ist unsere Herausforderung und Aufgabe als Christen. Dabei geht es nicht um einen Aktionismus, nach dem Motto: Wir müssen jetzt wieder mal die Ärmel hochkrempeln, wir müssen dies tun, wir müssen jenes tun. Vielmehr geht es um ein wirklich

lebendiges Zeugnis unseres Glaubens. Und die Beispiele, die wir heute gehört haben, können uns anregen, auf die eine oder andere Art unserem Glauben kreativen Ausdruck zu verleihen. Lösung kann nicht die Gettoisierung oder die Verflachung sein, der Rückzug oder die Anpassung. Es wird für uns weiterhin eine Gratwanderung bedeuten. Wir brauchen ein Profil, das nicht den anderen verletzt, sondern ein Profil, das sich am Evangelium orientiert und ausrichtet. Wir müssen aber auch offen sein für die, die uns brauchen, und für die, die vom Evangelium noch nichts wissen. In meinem letzten Fastenhirtenbrief habe ich versucht, das an einem Bild zu verdeutlichen. Es stammt von Karl Rahner: Kirche ist kein Ofen, der sich selber wärmt. Der evangelische Theologe Heinz Zahrnt – diesen Hinweis verdanke ich dem Braunschweiger Landesbischof Friedrich Weber – hat dazu ein anderes Bild gebraucht, das die Gemeinde vielleicht noch schärfer zum Ausdruck bringt: Kirche ist keine Thermoskanne, nach innen warm und nach außen kalt. Wir sollten also nicht nur immer um uns selbst kreisen, sondern wir haben einen Auftrag für die Welt, für unsere Gesellschaft.

Der Heilige Geist würde sich beschweren

Wie kann das gehen? Wir dürfen Ehrenamtlichen viel mehr zutrauen, als bislang nötig war. Die Grundlage dafür sind Taufe und Firmung, ist das gemeinsame Priestertum als Zusage Gottes. Wir können unsere Zukunft aktiv mitgestalten, wenn wir unsere Berufung in den verschiedenen Diensten gegenseitig entdecken, ernst nehmen und miteinander einsetzen. Mit dem „VOIK“-Gedanken – „Vor Ort lebt Kirche“ ist damit gemeint – sind wir auf einem guten Weg. Das darf aber nicht bei frommen Worten oder markigen Losungen bleiben, dafür muss man etwas tun. Ich habe gerade vor einigen Tagen mit einem bekannten Journalisten einer katholisch-theologischen Zeitschrift über die Veränderungsprozesse in seinem großen Bistum gesprochen. Er sieht diese Vorgänge sehr kritisch, sagt, dass da wunderschöne Papiere entstehen, sehr fromm geprägt; aber der Heilige Geist würde sich wohl darüber beschweren, wie oft er darin vorkommt. Da wäre die Gefahr, dass damit die dramatische Situation religiös verbrämt wird. Und er sieht noch eine andere Gefahr: Wenn wir vom Engagement der Ehrenamtlichen sprechen, von Taufe und Firmung, die das grundlegen, dann meint er jedenfalls für seine Region, dass die dortigen Christen das bislang so nicht gewöhnt waren. Sie haben ganz selbstverständlich in einer versorgten Kirche gelebt. Und er sieht jetzt

die Gefahr, dass das nicht so schnell begriffen wird, dass viele da hilflos sind, dass noch eine ganze Menge von Gläubigen vorhanden ist, diese aber dadurch, dass nun Priester und andere Hauptamtliche wegfallen, gewissermaßen am ausgestreckten Arm verhungern. Das ehrenamtliche Engagement auf der Grundlage des gemeinsamen Priestertums sollte für uns also keine Parole sein, keine fromme Lösung, die wir einfach nur ausgeben. Wir müssen vielmehr alles und alle sehr ernst nehmen und uns große Mühe geben, dieses grundsätzliche Anliegen möglichst vielen verständlich zu machen und noch näher zu bringen.

Und ich glaube – das tröstet und ermutigt mich – dass wir da in unserem Bistum schon mehrere Schritte weiter sind, als das in manchem anderen Bistum der Fall ist; dass doch eine größere Zahl – ich spreche nicht von allen, aber einer größeren Zahl – begriffen hat, worauf es ankommt, und dass es schon viele in unseren Gemeinden sind, die das selbstverständlich mittragen, die verstanden haben, dass Kirche wir alle sind. Teamarbeit, Geschwisterlichkeit, Kommunikationsbereitschaft sind in einer solchen Situation besonders gefragt. Und wir können nicht einfach nur Aufgaben verteilen. Das ist schon deutlich geworden sowohl bei dem VOIK-Projekt als auch bei dem, was vorhin vorgetragen wurde. Wir müssen nach den Gaben und Fähigkeiten suchen, die vorhanden sind, und müssen überlegen, wie das in das große oder kleine Ganze eingefügt werden kann, wie man miteinander, mit den Gaben, die man hat, lebendige Kirche bildet. Und es muss durchaus auch Fortbildungen in diesem Rahmen geben, Qualifizierungen, die die Leute voran bringen und die ihnen noch mehr Mut machen, sich einzubringen. Perspektivisch dürfen und müssen wir Personen und Ressourcen zugunsten neuer Aufgaben auch verschieben. Was das konkret heißt, das müssen wir freilich noch mehr bedenken und wird nicht willkürlich geschehen. Wir bleiben – und diese Botschaft möchte ich heute ausgeben – wir bleiben auf absehbare Zeit bei 44 Pfarreien. Als die Pfarreien im Jahre 2010 gegründet wurden, waren schon manche Töne zu hören: „Na, na, müssen wir nicht gleich weiter machen?“ Und jetzt, in unserer verschärften Situation, wo wir zum ersten Mal auch den Fall haben, dass wir eine Pfarrei erst einmal gar nicht mit einem neuen Pfarrer besetzen können, dass das einige Zeit dauert und dass in Zukunft solche Situationen verstärkt auftreten werden, kommen natürlich solche Gedanken auch wieder auf: Sollten wir die Grenzen nicht noch weiter ziehen und noch größere Pfarreien bilden? Da lautet meine Entscheidung: Wir bleiben in absehbarer Zeit bei 44 Pfarreien. Um miteinander weit-

sichtig planen zu können, werden wir aber eine Rangliste für die Pfarreien erstellen, die künftig auch mit einem kanonischen Pfarrer besetzt werden. Das heißt, wir sind schon auf der Suche nach Kriterien, die dabei helfen sollen zu klären, welche Pfarrei unbedingt einen Pfarrer als Leiter braucht und welche eventuell nicht. Das sind keine Entscheidungen, die allein bei uns im Ordinariat fallen. Die Pfarreien werden dabei beteiligt. Wir haben schon einmal bei der letzten Sitzung des Priesterrates darüber gesprochen, und auch bei der Zentralkonferenz der Diakone. Gleichzeitig erarbeiten wir Leitungsmodelle für die Pfarreien, die perspektivisch ohne einen eigenen Pfarrer vor Ort auskommen müssen. Das heißt, man fällt nicht ins Nichts, wenn irgendwann kein Pfarrer mehr vor Ort die Leitung einer Pfarrei wahrnehmen kann, sondern wir wollen gemeinsam Wege suchen, wie wir dieser Situation gerecht werden können. Wort-Gottes-Feiern werden dabei sicherlich in Zukunft auch eine größere Rolle spielen. Ich verhehle nicht, dass Wort-Gottes-Feiern in den verschiedenen Diözesen Deutschlands auch umstritten sind. Darum zwei Grund- oder Leitsätze beziehungsweise Richtlinien. Ohne Zweifel bleibt die Eucharistiefeier am Sonntag für uns das zentrale Geschehen, aus dem Kirche lebt und zu dem sie immer wieder hinströmt. Keine Frage, das ist und bleibt für uns das Entscheidende. Andererseits erscheint es aber auch wichtig – und das ist das Zweite – vor Ort zum Gebet und zum Gottesdienst sich zu versammeln. Dabei ist es schon jetzt und wird auch in Zukunft eine Gratwanderung sein, im konkreten Fall zwischen beidem zu entscheiden. Wir haben in unserem Bistum mindestens schon seit 1945 Erfahrungen, dass man oftmals weite Wege zurücklegen muss, um einen Gottesdienst mitfeiern zu können. Das ist nichts Neues. Nur die Entfernungen sind inzwischen teilweise eben größer. Da weiß ich nicht, ob man unseren Gläubigen zumuten kann, 30, 40, 50 Kilometer zu fahren, um bei einer Eucharistiefeier dabei zu sein, oder ob es in bestimmten Situationen, auch bei bestimmten Alterszusammensetzungen, nicht – ehe gar nichts stattfindet – geraten erscheint und sogar wichtig ist, vor Ort zu Gebet und Gottesdienst zusammen zu kommen. Und Wort-Gottes-Feiern sind nicht nur irgendetwas, sondern haben auch ihre eigene Qualität. Die Spannung freilich wird bleiben. Und so muss vor Ort auch gut bedacht und entschieden werden, welche Lösungen für die konkreten Verhältnisse wohl die besseren sind.

Und schließlich – keine Frage – spielt in unserem Gebiet Ökumene für uns eine große Rolle. Wir haben damit viele Erfahrungen gemacht, zu DDR-Zeiten, aber auch danach. Es gab manche negative

Erfahrungen, es gab aber auch viele positive Erfahrungen, an denen wir anknüpfen können und die wir auch weiter nutzen sollen. Und es bleibt die Herausforderung in unserer Region mit ihren 80 Prozent Religionsfremden, religiös Unmusikalischen und/oder Suchenden – wie man sie auch immer bezeichnen will – gemeinsamer von unserer christlichen Botschaft, von unserem Evangelium, Zeugnis zu geben. Ich sehe gute Möglichkeiten und Chancen auf den verschiedenen Ebenen, dass wir bei allen Problemen, die es nach wie vor gibt, und auch gegensätzlichen und unterschiedlichen Meinungen, dass wir da doch mehr und mehr zusammenwachsen.

Ecclesia semper reformanda – die Kirche ist eine, die sich immer wieder erneuern muss, um die gleiche zu bleiben, um dem Evangelium Jesu Christi weiterhin gerecht zu werden. Das ist unser Auftrag und kann uns gleichzeitig Mut machen. Als jemand, der über Jahrzehnte auch kirchengeschichtlich gearbeitet hat, ist das für mich fast selbstverständlich, dass Kirche nie so bleibt, wie sie einmal gewesen ist. Sie verändert sich durch alle Zeiten hindurch. Und wenn Sie mal in die Chroniken ihrer Pfarreien schauen, da werden Sie das auch eindrucksvoll feststellen können. Vieles hat sich in den letzten Jahrzehnten schon dramatisch verändert, nur haben wir es oftmals gar nicht so wahrgenommen. Aber in jüngster Zeit, da hat sich gerade unser Blick geschärft, da nehmen wir das viel bewusster und oftmals auch besonders schmerzlich wahr, wenn sich so vieles verändert. Aber es ist nicht nur ein Prozess, der uns von außen auferlegt wird, sondern es gehört zum Kirche-Sein dazu. Weil sich Gesellschaft, weil sich die Zeiten, weil sich die Verhältnisse immer wieder ändern, müssen wir flexibel und mobil bleiben. Ich – und das sage ich noch einmal zum Abschluss meiner Rede – möchte diese Entwicklungen mitgestalten, und ich traue es Ihnen, ich traue es Euch zu, dass wir gemeinsam auch gute Lösungen finden werden.

¹ Überarbeitete Niederschrift eines weitgehend freigehaltenen Redebeitrags.

Ausländer – eine große Bereicherung

Ansprache zum Neujahrsempfang 2013

Liebe Schwestern und Brüder, ich freue mich sehr, dass Sie so zahlreich meiner Einladung gefolgt sind, und grüße Sie alle von ganzem Herzen. Eine wirklich internationale Gemeinschaft hat sich hier versammelt – und das nicht in Rom auf dem Petersplatz oder bei einem Weltjugendtag, sondern im Saal der Magdeburger Kathedralpfarrei. Menschen aus fast dreißig verschiedenen Nationen sind vertreten: aus Afrika, Nord- und Südamerika, aus Asien sowie aus Ost-, Süd- und Westeuropa. Christen gibt es in aller Welt. Als katholische Kirche sind wir sogar der Global Player schlechthin, eine Gemeinschaft von Schwestern und Brüder aus allen Völkern und Nationen. Man könnte fast sagen, in unserer Kirche gibt es überhaupt keine Ausländer. Von Anfang an hat das zutiefst unser Selbstverständnis geprägt: aus Menschen unterschiedlicher Sprachen und Kulturen zu bestehen, die auf Grund von Taufe und Firmung das eine Volk Gottes bilden.

Deshalb gehört es auch zu den Grunddiensten der Kirche, Anwältin für die Integration zu sein. In unserem Bistum können wir uns da durchaus sehen lassen. Mit Bewunderung schaue ich zum Beispiel auf das Interkulturelle Beratungs- und Begegnungszentrum in Magdeburg, eine Einrichtung des Diözesancaritasverbandes, die eine Vielfalt von Beratungen für Migranten und Deutsche anbietet. Als Kirche in Deutschland engagieren wir uns derzeit auch in besonderer Weise für die Integration von Flüchtlingen aus Syrien und dem Irak. Der Vormundschaftsverein *refugium e.V.*, ein korporatives Mitglied des Diözesancaritasverbandes, kümmert sich um unbegleitete minderjährige Flüchtlinge und übernimmt Vormundschaften für sie. Insgesamt tritt die Caritas in Deutschland für eine neue Bleiberechtsregelung ein und engagiert sich im Förderprogramm „Netzwerk Integration durch Qualifizierung“. Sie hat sich auch dafür stark gemacht, das so genannte Asylbewerberleistungsgesetz zu kippen, das seit 1993 in Kraft war. In diesem Gesetz waren Geldleistungen für Asylbewerber festgelegt worden, die unter den Leistungen für Hartz IV-Empfänger lagen. Das Bundesverfassungsgericht hat dies nun im Sommer 2012 für gesetzwidrig erklärt, weil das Grundrecht auf Gewährleistung eines menschenwürdigen Existenzminimums so nicht zu erreichen ist. Auch die gewählte Vorsitzende der Härtefallkommission des Landes Sach-

sen-Anhalt (Frau Monika Schwenke) gehört zu unserer Kirche. Und schließlich ist das Bistum Mitglied im Bündnis für Zuwanderung und Integration e. V. in Sachsen-Anhalt. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Initiativen von Gemeinden und Gruppen in unserem Bistum, die ich gar nicht alle aufzählen kann, weil sonst kaum noch Platz für das Programm des heutigen Tages wäre. Aber einiges davon wird sich in diesem Programm ja dann abbilden.

In Sachsen-Anhalt leben im Vergleich zu anderen Bundesländern verhältnismäßig wenig Ausländer; ihr Anteil an unserer Gesamtbevölkerung hier beträgt nur 1,9 Prozent. In unseren katholischen Gemeinden hingegen ist ihr Anteil wesentlich höher, manchmal bis zu 3 oder 4 Prozent, in einigen Fällen sogar noch mehr. Darin zeigt sich eben auch, dass wir eine Weltkirche sind. Dessen gilt es sich als katholische Christen in Mitteldeutschland noch mehr bewusst zu werden. Diese Situation sollten wir als eine große Chance betrachten. Gerade wie wir deutschen Katholiken mit unseren ausländischen Schwestern und Brüdern in unseren Gemeinden und anderen Einrichtungen umgehen, könnte beispielhaft für das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft in unserer Gesellschaft werden. Weithin ist ja immer noch ein bewusstes und herzliches Miteinander nicht selbstverständlich, gibt es Berührungsängste und Vorurteile, traut man sich nicht so recht über den Weg. Da gilt es, noch viel aufzuklären, häufiger sich zu begegnen und gemeinsame Erfahrungen zu machen. Manchmal kommt es in unserer freiheitlichen Demokratie sogar zu Übergriffen extremistischer Gruppen und Einzelpersonen. Solches Verhalten kann nicht anders als ein Ausdruck von geistiger Verirrung, von Rohheit und von fehlender Achtung vor dem Menschen gewertet werden. Intoleranz und Gewalt sind nicht vereinbar mit den grundlegenden Werten unseres Gemeinwesens. Rassismus und Ausländerfeindlichkeit dürfen deshalb nirgends akzeptiert werden. Jeder Bürger und jede Bürgerin Sachsens-Anhalts ist hier aufgefordert, Farbe zu bekennen.

Darüber hinaus sind wir alle, ob in Kirche, Politik oder Zivilgesellschaft, dazu herausgefordert, uns konstruktiv dem Migrationsproblem zu stellen. Unser Land wird zunehmend bunter. Der Anteil der Migranten und Migrantinnen steigt immer weiter an. Da ist es für das Zusammenleben ganz entscheidend, dass Migranten bei uns in jeder Hinsicht eine Heimat finden können. Jeder und jede von ihnen ist ein wichtiger Teil unserer Gesellschaft. Unter ihnen gibt es auch eine große Zahl von hochqualifizierten Frauen und Männern, ohne die wir gar nicht mehr auskommen. Wir können und müssen ge-

meinsam voneinander lernen, wenn wir die Probleme unserer Welt lösen wollen.

Mit dem heutigen Tag möchte ich ein Zeichen für ein gutes und tolerantes Miteinander setzen. Ich möchte damit auch meine Dankbarkeit Ihnen allen gegenüber zum Ausdruck bringen, die Sie heute als Gäste hier sind.

Ihnen, die Sie aus den unterschiedlichen Ländern und Nationen kommen: Sie sind für uns eine große Bereicherung. Bringen Sie Ihre Erfahrungen und Ihr Wissen ein. Lassen Sie sich auf die deutsche Gesellschaft ein und gestalten Sie sie aktiv mit.

Danken möchte ich auch Ihnen allen, die Sie sich als einheimische Katholiken und nichtchristliche Sympathisanten für die Integration Ihrer ausländischen Mitbürger und Mitbürgerinnen engagieren.

Und danken möchte ich an dieser Stelle auch all jenen, die sich für Demokratie und Toleranz einsetzen und so zu einem gerechten und solidarischen Miteinander in unserem Land beitragen. Nur wenn wir alle an einem Strang ziehen, werden wir eine Zukunft haben.

Wie sehr uns ein solches Miteinander bereichern kann, werden wir nun in den nächsten Stunden erfahren. Ich bin gespannt auf das bunte Programm und hoffe, dass wir alle viel Freude mit- und aneinander haben. Zuvor aber wünsche ich Ihnen allen erst einmal von Herzen ein gutes, gesegnetes Neues Jahr. Möge Gott uns an Leib und Seele beschützen; möge er unseren Glauben, unsere Hoffnung und unsere Liebe wachsen lassen; möge er uns Frieden und Heil schenken. Lassen Sie uns gemeinsam darauf anstoßen.

Heilsame Herausforderung

Katholische Thesen zum Reformationsgedenken 2017
veröffentlicht zum Reformationstag 2012¹

I

Ohne Zweifel bietet der 500. Jahrestag des „Wittenberger Thesenanschlags“ durch Martin Luther von 1517 – ob nun tatsächlich an der Schlosskirchentür angebracht oder per Brief verbreitet (in englischer Diktion: „nailed or mailed?“) – einen Anlass, in besonderer Weise darauf einzugehen. Dabei betrifft dies vor allem die evangelische Kirche lutherischer Tradition, aber auch die anderen Kirchen reformatorischer Prägung. Auf ihre Initiative hin wurde 2008 in Deutschland damit begonnen, sich durch eine „Lutherdekade“ auf die Feier des „Reformationsjubiläums“ vorzubereiten. Idee und Umsetzung sind in erster Linie also eine evangelische Angelegenheit. Da die Wittenberger Reformation aber auch zur Geschichte der katholischen Kirche gehört, ist diese von der evangelischen Seite inzwischen eingeladen, das Gedenkjahr 2017 mitzufeiern und schon vorher bei einzelnen Initiativen der Dekade mitzuwirken. Prinzipiell erscheint das nicht unmöglich, hängt jedoch davon ab, welchen Charakter die entsprechenden Veranstaltungen annehmen. Katholische Christen können und wollen sich durchaus konstruktiv und kreativ mit der Reformation und ihren Folgen auseinandersetzen, empfinden die damit zusammenhängende Spaltung der abendländischen Kirche aber als tragisch und sehen sich – jedenfalls bislang – nicht in der Lage, dies etwa noch fröhlich zu feiern. Darum verwenden offizielle Vertreter der katholischen Kirche auch zumeist nicht den Begriff „Reformationsjubiläum“, sondern sprechen stattdessen – der liturgischen Bezeichnung des 31. Oktober in der lutherischen Tradition folgend – vom „Reformationsgedenken“.

II

Wodurch wurde die Wittenberger Reformation ausgelöst und was hat sie bewirkt? Welches sind ihre Ursachen und worin bestehen ihre Folgen? Wie ist sie insgesamt und in ihren einzelnen Vorgängen zu deuten? Dazu gibt es nicht nur konfessionelle Voreingenommenheiten, sondern auch auseinandergehende wissenschaftliche Meinungen. Ist

die Reformation – wie Ulrich Ruh jüngst „überspitzt formuliert – letztlich Sündenfall oder Heilsereignis, Zerstörung kirchlicher Einheit oder Startschuss für eine überzeugendere Form von Kirchesein“? Oder noch anders gefragt: Kann man die Spaltung der abendländischen Christenheit als Erfolg der Reformation ansehen, oder drückt sie nicht eher deren vorläufiges Scheitern aus? Und auch, was ihre geistes-, kultur- und sozialgeschichtlichen Auswirkungen betrifft, erscheint manche derzeitige Behauptung als tendenziös und nicht überzeugend. Da wäre es äußerst hilfreich, wenn es gelänge, konfessionell übergreifend zu einem möglichst gemeinsamen Verständnis dessen zu kommen, was sich da vollzogen hat. Erfreulicherweise hat sich der Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen in Deutschland (der sogenannte „Jaeger-Stählin-Kreis“) ein solches Projekt vorgenommen. Der Lutherische Weltbund und der päpstliche Einheitsrat haben sogar schon angekündigt, dass sie sich in einem gemeinsamen Text zur Bedeutung der Reformation äußern werden.

III

Unabhängig davon ist zu beklagen, dass eine Trennungs- und Entfremdungsgeschichte mit unsäglichen Folgen ausgelöst wurde. Reformation und Gegenreformation haben zu polemischen und gewaltsamen Auseinandersetzungen geführt. Ursprünglich geistliche und theologische Anliegen wurden politisch instrumentalisiert. Unzählige kamen in Konfessionskriegen zu Tode. Typisch katholische und evangelische Milieus bildeten sich heraus. Flucht, Vertreibungen und Mobilität führten zu einer konfessionell gemischten Bevölkerung und neuen Problemen. Vielfach wurde es belastend, wie Mehrheiten mit Minderheiten umgehen. Bis in die Gegenwart hinein leiden einzelne Christen – vor allem in konfessionsverschiedenen Ehen und Familien – und ganze Gruppen an der Spaltung, verursachen konfessionalistische Verhärtungen schmerzliche Konflikte, misstraut und verletzt man sich manchmal immer noch gegenseitig. Das sollte nicht verdrängt oder beschönigt, sondern zur Kenntnis genommen und aufgearbeitet werden. 1965 haben Papst Paul VI. und der Ökumenische Patriarch Athenagoras nach intensiven Vorarbeiten bekanntgeben können, dass die wechselseitigen Bannsprüche von 1054 zwischen Vertretern der Kirchen von Rom und Byzanz „aus dem Gedächtnis und aus der Mitte der Kirche getilgt“ und „dem Vergessen anheim fallen“ sollen. Wäre es nicht an der Zeit, auch im katholisch-evangelischen Verhältnis eine „Reinigung des Gedächtnisses“ beziehungsweise „Heilung der

Erinnerungen“ anzustreben und ein konkretes Zeichen der Buße und der Bereitschaft zur Vergebung, der Umkehr und Versöhnung zu setzen? Im Kontaktgesprächskreis zwischen der katholischen Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland gibt es Überlegungen, einen solchen Versöhnungsprozess anzugehen. Auch auf Gemeindeebene könnte es hilfreich sein, die konkrete Geschichte der evangelischen und katholischen Christen vor Ort mit ihren Konflikten und ihren positiven Erfahrungen zu erforschen, sich zu erzählen und geistlich zu bedenken.

IV

Evangelische und katholische Kirche sind nicht mehr auf dem Stand des 16. Jahrhunderts, sondern haben sich weiterentwickelt. Einerseits profilierten sich beide Seiten in der nachreformatorischen Phase der Konfessionalisierung im Widerspruch zur anderen und wurden dadurch letztlich enger und ärmer, andererseits waren sie als „Kinder ihrer Zeit“ immer wieder auch auf einer Gratwanderung zwischen „Verweltlichung“ und „Entweltlichung“. Aufklärung und Restauration, Staatskirchentum und gesellschaftliche Demokratisierung sind nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Nicht alles, was heute als typisch protestantisch angesehen wird (zum Beispiel Synoden), geht auf das frühe Luthertum zurück, und vieles, was in reformatorischer Zeit an der katholischen Kirche kritisiert wurde (zum Beispiel der „Kauf“ von Ablässen), findet inzwischen keine Bestätigung mehr. Entgegen manchen konfessionalistischen Klischees, die zum Teil weiter bestehen, sollte man diese Veränderungen wahrheitsliebend und nachhaltig zur Kenntnis nehmen. Wichtige Anliegen Luthers sind durch das II. Vatikanische Konzil und seine Reformen ins katholische Bewusstsein und kirchliche Leben zurückgekehrt. Dazu gehören zum Beispiel die Sicht der Kirche als „Volk Gottes“, das Verständnis der kirchlichen Ämter als Dienste und die tiefgreifende Überzeugung vom gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen, aber auch die große Bedeutung, die dem Wort Gottes und der Heiligen Schrift wieder beigemessen wird, der Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie und die grundsätzliche Ermöglichung des sogenannten „Laienkelches“. Im Sinne dessen, dass sich die katholische Kirche im Laufe des Konzils ausdrücklich darauf besonnen hat, eine „ecclesia semper reformanda“ – das heißt eine Kirche, die permanent der Erneuerung bedarf – zu sein, ist sie nicht etwa eine „Kirche der Reformation“ geworden; man könnte aber vielleicht – wie der Jesuit und Publizist Mario von Galli

1962 – davon sprechen, dass sie sich von der „Gegenreformation“ verabschiedet und auf den Weg einer „Mitreformation“ begeben hat.

V

Verständlicherweise haben evangelische und katholische Christen über Jahrhunderte – auch in der Forschung – Martin Luther fast entgegengesetzt beurteilt: verherrlicht oder verteufelt. Bisweilen aber wurde der Reformator selbst im Protestantismus fast vergessen oder verdrängt. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts bahnte sich jedoch eine neue Sicht Luthers an. Zunächst vollzog sich dieser Wandel in der evangelischen Forschung. Seine Person und sein Werk wurden jetzt nüchterner bewertet und auch in ihren Grenzen und negativen Auswirkungen bedacht. Zugleich entdeckte man neben seiner biblischen und patristischen Verwurzelung, wie sehr er doch auch mittelalterlichen Traditionen verbunden war, mit geprägt durch innerkatholische Reformbewegungen sowie spätmittelalterliche Mystik und Ordenstheologie. Infolge solcher differenzierterer Sichtweisen kamen bald auch katholische Forscher zu sachlicheren Deutungen des Reformators und seiner Anliegen. Entgegen früherer Polemik setzte sich immer mehr die Erkenntnis durch, dass Luthers ursprüngliche Intention nicht die Spaltung der Kirche gewesen war, sondern deren grundlegende Erneuerung aus ihrem biblischen Ursprung, eine Reform an Haupt und Gliedern. Dabei ist heute unumstritten, dass Luther nicht nur ein geistlicher Mensch war, sondern auch seine Ecken und Kanten hatte und oftmals recht „sperrig“ reagieren konnte. Dennoch liegt die Verantwortung für die damalige tragische Entwicklung bei allen Beteiligten. Die bislang wohl positivste, von evangelischen wie katholischen Theologen einer offiziellen hochrangigen Kommission auf Weltebene 1983 gemeinsam formulierte Würdigung Luthers sieht in ihm einen „Zeugen des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung“. Und auch Papst Benedikt XVI. betonte bei seinem Besuch in Erfurt 2011, mit welcher tiefen Leidenschaft Luther sein Leben lang um Gott gerungen hat und dass sein Denken und seine ganze Spiritualität auf Christus ausgerichtet war. Insofern könnte er auch Katholiken theologisch und existentiell herausfordern.

VI

Im Blick auf das Jahr 2017 geht es nicht nur um Glaubensfragen und theologische Überzeugungen. Eine Fülle sogenannter nicht-

theologischer Faktoren ist mit im Spiel: inner- und zwischenkirchlich, landes- und kommunalpolitisch, kulturell und wirtschaftlich. Verschiedene Akteure mit sehr unterschiedlichen Interessen und Erwartungen beteiligen sich an der Vorbereitung und werden erst recht im Gedenkjahr selbst mitwirken. Dazu gehören neben dem Lutherischen Weltbund, der EKD und einzelnen Landeskirchen nicht nur die östlichen Bundesländer Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen sowie die wichtigsten Lutherstädte – allen voran Wittenberg – mit ihren bedeutenden Luthergedenkstätten, manche Universitäten, Fakultäten und Institute, sondern auch zahlreiche Fremdenverkehrsverbände und Reiseunternehmen, Hotels und Gaststätten. Besonders große Hoffnungen, die Erinnerung an Martin Luther und die Reformation bestmöglich vermarkten zu können, macht sich die Tourismusbranche. Mit Nachdruck wird vieles durch politische und gesellschaftliche Verantwortungsträger unterstützt. Gelegentlich ist dabei manch verwunderliche Liaison zwischen Staat und evangelischer Kirche wahrzunehmen. Einige sehen – vielleicht zu kritisch – die Gefahr, dass das Reformationsgedenken von nichtkirchlicher Seite zu sehr überformt und auf populistische Äußerlichkeiten reduziert werden könnte. Viele Initiativen, Vorhaben und Pläne mögen durchaus ihre Berechtigung haben. Und doch fällt es bei alledem nicht immer leicht, herauszufinden, worum es 2017 eigentlich gehen soll? Da wäre es gut, evangelischerseits noch einiges klarer herauszustellen.

VII

Anders als zur Zeit Luthers geht es inzwischen über den Osten Deutschlands hinaus weithin nicht mehr um einzelne und spezielle Fragen, wie man sich Gott und sein Wirken sowie das Verhältnis des Menschen zu ihm biblisch wohlbegründet vorzustellen habe, sondern grundsätzlich darum, ob es überhaupt einen Gott gibt oder nicht. Der geistesgeschichtliche und religiöse Kontext hat sich also gegenüber dem Reformationsjahrhundert wesentlich verändert. Viele Menschen können heutzutage mit dem christlichen Glauben in seiner kirchlich vermittelten Form – egal, ob katholisch oder evangelisch – nichts mehr anfangen und halten ihn für wirklichkeitsfremd oder sind sogar „religiös unmusikalisch“ und verstehen gar nicht, wozu so etwas im Leben gut sein soll. Eine „forcierte Säkularität“ hat sich breitgemacht. Andere Zeitgenossen hingegen setzen nicht nur auf materielle Dinge oder „Transendenzen im Diesseits“, sondern scheinen durchaus auf der Suche nach mehr zu sein. Anzeichen eines „spirituellen Touris-

mus“ zum Beispiel deuten darauf hin. Einige finden auch zum christlichen Glauben und lassen sich taufen. Auf diesem Hintergrund gewinnt das Gebet Jesu im Johannesevangelium (17,21-23) um die Einheit seiner Jünger, „damit die Welt glaubt... (und) erkennt, dass du (Vater) mich gesandt hast und die Meinen ebenso geliebt hast wie mich“, für alle Christen eine noch größere Dringlichkeit. Wer von unseren anscheinend religionsresistenten oder aber auch suchenden Mitbürgerinnen und Mitbürgern versteht noch, warum wir gespalten sind? Auf jeden Fall ist dieser Zustand kontraproduktiv und eine vielleicht heilsame Herausforderung, auf 2017 ökumenischer zuzugehen.

VIII

Was ist in dieser Hinsicht schon heute geplant oder bereits auf dem Weg? Neben der Absicht auf internationaler wie auf deutscher Ebene, jeweils zu möglichst gemeinsamen evangelisch-katholischen Deutungen der Reformation zu kommen, und dem Anstoß in Deutschland zu einem offiziellen Versöhnungsprozess gibt es auch noch einige andere konkrete ökumenische Ideen und Vorhaben. So bereitet das Johann-Adam-Möhler-Institut in Paderborn zusammen mit dem Konfessionskundlichen Institut in Bensheim eine Publikation unter dem Titel „Was glauben wir als Christen“ vor, in der vor allem das Gemeinsame beschrieben werden soll. Außerdem arbeiten das Paderborner Institut und das Ökumenische Institut des Lutherischen Weltbundes in Straßburg an einer katholisch-evangelischen Interpretation und Kommentierung der 95 Ablassthesen Luthers. Von der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz verantwortet, wird eine Dokumentation von wichtigen Texten erstellt, die im Hinblick auf das Reformationsgedenken die ökumenische Öffnung der katholischen Kirche und den Fortschritt im lutherisch-katholischen Dialog erkennen lassen. Katholischerseits angeregt ist auch ein wissenschaftliches Symposium zu Martin Luther und zur Reformation, das im September 2014 in Erfurt stattfinden soll und durch die dortige Katholisch-Theologische Fakultät sowie das Johann-Adam-Möhler-Institut aus Paderborn organisiert wird. Zudem ist von der Deutschen Bischofskonferenz vorgeschlagen, 2015 – anlässlich des Themenschwerpunktes „Reformation - Bild und Bibel“ innerhalb der Lutherdekade und des 50. Jahrestages der Verabschiedung der Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung „Dei verbum“ – einen Kongress zu einem ökumenisch bedeutsamen bibel-

theologischen Thema durchzuführen. Schließlich laden die deutschen Diözesen zum 21. November 2014 – in Erinnerung an die Verabschiedung und Promulgation des Dekretes über den Ökumenismus „Unitatis redintegratio“ beim II. Vatikanischen Konzil vor 50 Jahren – in ihre jeweilige Kathedrale zu einem ökumenischen Gottesdienst ein. Auch dieses geistliche Zeichen soll angesichts des bevorstehenden Reformationsgedenkens noch einmal deutlich zum Ausdruck bringen, dass die katholische Kirche sich unumkehrbar dazu verpflichtet hat, den ökumenischen Weg weiter zu beschreiten und die volle Einheit im Glauben anzustreben. Selbstverständlich bieten solche Initiativen nicht nur einen Rahmen, ein Gerüst oder eine Anregung, sich mit vergangenen Ereignissen und Entwicklungen auseinanderzusetzen; in ihrer Absicht liegt es auch, den Blick für die Gegenwart zu schärfen und dazu Mut zu machen, sich geistvoll ihren Herausforderungen zu stellen.

IX

Worin könnte dies in besonderer Weise seinen Ausdruck finden? Entgegen allen Selbstbespiegelungs- oder Profilierungstendenzen wäre es für die katholische und die evangelische Seite zunächst sicher entkrampfend, sich gegenseitig noch mehr im Lichte Jesu Christi zu betrachten und neidlos ins Wort zu fassen, was man aneinander schätzt und vielleicht sogar bewundert, worin man spezielle Begabungen erkennt und den Geist Gottes eindrucksvoll am Wirken sieht. Dabei würde bestimmt auch auffallen, was an der evangelischen Kirche katholisch und an der katholischen Kirche evangelisch ist, was man bewahrt, im Gegen- und Miteinander seit der Reformation wieder entdeckt oder von der anderen als Bereicherung empfangen hat. In diesem Zusammenhang erschiene dann Luther trotz aller Widersprüchlichkeit fast wie ein Scharnier zwischen beiden. Solche manchmal überraschenden Einsichten und vertrauensbildenden Bekundungen könnten beflügeln, sich als einzelne Christen und als real existierende Kirchen gemeinsam noch bewusster und intensiver am Evangelium auszurichten und durch Jesus Christus als dem Grund unseres Glaubens und der Quelle unseres Heils erneuern zu lassen. Das erscheint als dringend nötig und war auch das zentrale Anliegen der Reformation. Ohne Umkehr zu Christus werden wir kaum an Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft gewinnen, um unserem missionarischen Auftrag für die Welt einigermaßen entsprechen zu können. Darin aber besteht – wie Papst Benedikt in Erfurt betont hat – „unser erster

ökumenischer Dienst in dieser Zeit ..., gemeinsam die Gegenwart des lebendigen Gottes zu bezeugen“. Das sollte uns auch anregen, mit unseren Zeitgenossen intensiver ins Gespräch zu kommen, verstehen zu wollen, wie sie denken und fühlen, sowie ihnen – wie Luther damals – „aufs Maul zu schauen“, das Evangelium neu zu „alphabetisieren“ und verständlicher vorzuleben. Wenn es also das wichtigste Anliegen des Reformationsgedenkens wäre, uns mit Jesus Christus als dem Gekreuzigten und Auferstandenen sowie untereinander tiefer zu verbinden, gemeinsamer oder einiger unseren Glauben zu verkünden und damit aller Welt ein Zeichen der Hoffnung zu geben, wenn es also gewissermaßen – wie Präses Nikolaus Schneider formuliert hat – ein „Christusjubiläum“ würde, könnten sich ökumenisch aufgeschlossene Katholiken inzwischen vorstellen, 2017 vielleicht doch nicht nur irgendein korrektes oder freundliches Grußwort zu sprechen, sondern sogar ein wenig mitzufeiern, vor allem aber kräftig mitzubeten.

X

Zu wünschen wäre schließlich noch, dass man unter ökumenischem Aspekt bezüglich des Reformationsgedenkens sich nicht nur auf die Beziehungen zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche beschränkt oder sogar fixiert, sondern den Blick weitet und auch andere Kirchen und christliche Gemeinschaften einbezieht, vor allem im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK). Viele von ihnen sind ja ebenfalls durch das reformatorische Erbe geprägt oder von diesem herausgefordert worden und schon zumeist längere Zeit mit der evangelischen wie der katholischen Kirche sowohl bi- als auch multilateral verbunden. Da ist es fast selbstverständlich, dass dies seine Beachtung findet. Darüber hinaus drängen die fortschreitende Globalisierung und das Aufeinanderrücken der verschiedenen Weltreligionen und Kulturen zu einer gesamtchristlichen Selbstbesinnung. Auf Zukunft hin wird das Christentum im Dialog der großen Weltreligionen wohl nur ein ernstzunehmender Gesprächspartner sein, wenn es seinen verschiedenen Traditionen, Kirchen und Konfessionen gelingt, sich einheitlicher zu präsentieren und die spezifisch christliche Grundüberzeugung symphonischer und markanter zum Ausdruck zu bringen.

In dieser Hinsicht stehen das Reformationsgedenken von 2017 und die innerchristliche Ökumene am Beginn des 21. Jahrhunderts in einem völlig anderen Kontext als jemals zuvor.

¹ *Manche Anregungen und Verdeutlichungen verdanke ich u. a. folgenden Beiträgen: W. Kasper, 50 Jahre katholisch-evangelische Ökumene. Persönliche Erfahrungen und Reflexionen: KNA-ÖKI Nr. 6 (07.02.2012) I-VIII; H. Lehmann, Unterschiedliche Erwartungen an das Reformationsjubiläum 2017: BThZ 28 (2011) 16-27; C. Marksches, Wie katholisch ist die evangelische Kirche? Wie katholisch sollte sie sein?: KNA-ÖKI Nr. 17 (24.04.2012) I-XII; G.L. Müller, In gemeinsamer Verantwortung. Anfragen an das Reformationsjubiläum 2017: BThZ 28 (2011) 120-126; U. Ruh, Reformation heute: HerKorr 65 (2011) 595-597; N. Schneider, Mündlicher Bericht des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland „Ein Haus aus lebendigen Steinen“ (Ms.) 2011; W. Thönissen, Katholische Zugänge zu Luther und der Reformation: BThZ 28 (2011) 95-105; J. Wanke, Reformation damals - Kirche heute. Überlegungen zum 500. Reformationsjubiläum 2017 aus katholischer Sicht (Ms.), 2010; ders., Haben Katholiken am Reformationsjubiläum 2017 etwas zu feiern? (Ms.) 2011; F. Weber, Das Zweite Vatikanische Konzil und die Ökumene. Beobachtungen aus der Sicht eines Protestanten: KNA-ÖKI Nr. 9 (28.02.2012) I-XII; ders., Konfessionalität und Ökumene. Zur ökumenischen Dimension der Reformationsdekade: BThZ 28 (2011) 106-119.*

Mehr Diener als Haupt

Einige Gedanken zum Rücktritt von Papst Benedikt XVI.

Ohne Zweifel ist auch für Katholiken Christus – und nicht der Papst – das eigentliche Haupt der Kirche. In mancher antikatholischen Polemik wurde und wird dies freilich anders gesehen. Ein besonders markantes Beispiel dafür habe ich vor Jahren einmal am Eingang eines orthodoxen Klosters in Osteuropa entdeckt. Dort war die Geschichte beziehungsweise Spaltung der Christenheit in Gestalt eines „Kirchenstammbaumes“ dargestellt. Während über dem geradlinig gewachsenen Stamm als Verkörperung der orthodoxen Kirche einzig und allein „Christus – Haupt der Kirche“ geschrieben stand, konnte man über einem abgebrochenen Ast als Bild für die „römisch-katholische Kirche“ zuoberst „Papst – Haupt der Kirche“ lesen, und erst darunter auch „Christus – Haupt der Kirche“. Sicher bezieht sich das auf entscheidende Äußerungen des I. Vatikanischen Konzils von 1870. Dort waren ja die sogenannte Unfehlbarkeit des römischen Papstes und sein universaler Jurisdiktionsprimat definiert worden. In diesem Zusammenhang tauchen auch die Formulierungen „wahrer Stellvertreter Christi“ und „Haupt der ganzen Kirche“ auf (vgl. DH 3059).

Obwohl das Konzil den Papst nicht zu einem absoluten Monarchen gemacht und die Möglichkeit unfehlbarer Aussagen in Glaubens- und Sittenfragen formal und inhaltlich eng begrenzt hatte, stieg die Autorität des Papstes in der Folgezeit doch enorm an. Für viele Katholiken wurde er weltweit immer mehr zu einer emotionalen Symbolfigur ihrer kirchlichen Identität. In den letzten Jahrzehnten verstärkten die Ausweitung päpstlicher Reisen, das sich steigernde Medieninteresse und die Zunahme von Zentralisierung und Globalisierung diese Entwicklung noch. Angesichts fortschreitender Säkularisierung und Liberalisierung in Staat und Gesellschaft erscheint das Papsttum heutzutage auch manchen verunsicherten und besorgten Menschen, selbst solchen, die nicht der katholischen Kirche angehören, als ein bewundernswerter, fast mythischer „Fels in der Brandung“. Zudem meinen einige katholische Gruppen inzwischen, sich als besonders „papsttreu“ herausstellen zu müssen.

Und da tritt nun am 28. Februar 2013 ein Papst – was über Jahrhunderte undenkbar erschien – aus Altersgründen freiwillig zurück. Von „Tabu-Bruch“ ist in Stellungnahmen die Rede, auch, dass das Papsttum damit „entmythologisiert“, „desakralisiert“, „entzaubert“ oder „relativiert“ werde, beziehungsweise, dass es „ein Stück mensch-

licher geworden“ sei. Interessanterweise ist eine solche Tendenz nicht völlig neu. Es gibt Ereignisse und Entwicklungen in der jüngeren Papstgeschichte, die ähnliches – aber vielleicht noch nicht so radikal – zum Ausdruck bringen und das Papsttum in einem anderen Licht erscheinen lassen, als es von vielen wahrgenommen oder aber erwünscht und verklärt wird. Das fängt schon damit an, dass die beim I. Vatikanischen Konzil formulierte Möglichkeit für den Papst, außerordentliche lehramtliche Entscheidungen „ex cathedra“ – das heißt höchst offiziell – mit unfehlbarer Geltung fällen zu können, in den 143 Jahren seitdem nur ein einziges Mal in Anspruch genommen worden ist: 1950 durch Pius XII. bei der Verkündung des Dogmas von der Aufnahme Mariens in den Himmel. Dabei handelte es sich aber nicht etwa um eine eigenmächtige Neuerfindung, sondern vielmehr gewissermaßen um die Präzisierung einer biblisch begründeten und seit alters her verbreiteten Glaubensüberzeugung in Ost wie West. Durch das II. Vatikanische Konzil ist dann der Papst bei aller Hervorhebung seiner einzigartigen Bedeutung wieder mehr in das Kollegium der Bischöfe eingebunden worden. Schon für Johannes XXIII. war es ein Herzensanliegen, seinen Dienst mitbrüderlich und kollegial auszuüben; und alle Päpste danach haben sich mehr oder weniger in ähnlicher Weise darum bemüht. Als besonderes Zeichen dafür verdient zum Beispiel Beachtung, dass Paul VI. 1964 seine Tiara, die traditionelle päpstliche Krone, verschenkte und fortan wie alle Bischöfe die Mitra trug. Auch seine Nachfolger blieben bei dieser Praxis. Bis zu Johannes Paul II. wurde die Tiara zwar weiterhin noch im persönlichen Wappen geführt, durch Benedikt XVI. aber schließlich auch darin durch eine Mitra ersetzt. Außerdem sei daran erinnert, dass Paul VI. 1975 einmal in eindrucksvoller Weise vor dem Vertreter des Ökumenischen Patriarchen, dem Metropolit Meliton, niedergekniet ist und ihm die Füße geküsst hat. Die Kurie war äußerst irritiert. Von orthodoxer Seite jedoch erklärte Patriarch Dimitrios I. einige Zeit später: „Diese große Tat ... kennzeichnen wir als Fortsetzung der Tradition ... jener Väter der ungeteilten Kirche, die mit ihrer Demut Dinge von höchstem Rang aufgebaut haben. Mit dieser öffentlichen Tat hat sich unser hochverehrter ... Bruder ... selbst übertrifft ... Er hat der Kirche und der Welt gezeigt, was ein christlicher Bischof ist und sein kann, vor allem der erste Bischof der Christenheit: eine Kraft der Versöhnung und der Einigung für Kirche und Welt.“

Als Johannes Paul II. 1986 erstmalig Vertreter aller christlichen Konfessionen und anderen Religionen zu einem Friedensgebetstreffen nach

Assisi einlud, reihte sich dies in die neue päpstliche Linie ein, nicht irgendetwas beherrschen zu wollen, sondern sich anregend und moderierend einzubringen. 2002 hat er dies wiederholt, und 2011 ist diese historische Geste auch von Benedikt XVI. erneut aufgegriffen worden. 1995 präsentierte Johannes Paul II. in seiner Ökumene-Enzyklika „Ut unum sint“ (Nr. 95) noch eine weitere Überraschung. Darin rief er die Verantwortlichen der anderen Kirchen und ihre Theologen dazu auf, mit ihm „einen brüderlichen, geduldigen Dialog aufzunehmen“, um „eine Form der Primatsausübung zu finden, die zwar keineswegs auf das Wesentliche ihrer Sendung verzichtet, sich aber einer neuen Situation öffnet“. Dabei sollte man einzig und allein den Willen Christi für seine Kirche im Sinn haben. Auch diese Initiative, über Begründung und Gestaltung des Petrusdienstes ernsthaft ins Gespräch zu kommen, verdeutlicht einen tiefgreifenden Wandel im päpstlichen Selbstverständnis seit dem II. Vatikanischen Konzil. Und schließlich ist in dieser Hinsicht noch bezeichnend, dass Johannes Paul II. am 12. März 2000 – nicht unumstritten – die Verfehlungen aller Glieder der Kirche, der Hirten wie der anderen Gläubigen, durch die Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart hinein öffentlich anerkannt und um Vergebung der Schuld gebeten hat.

Auch Benedikt XVI. war kein „Kirchenfürst“, sondern ein geistlicher „Brückenbauer“, der sich mit seinen Kräften und Fähigkeiten feinsinnig und intelligent für die Verkündigung des Evangeliums, die Einheit der Kirche und den Dialog mit der Welt eingesetzt hat. „Diener der Diener Gottes“ zu sein, wie der „vornehmste“ aller Papsttitel lautet, ist ihm ein tiefes Anliegen gewesen. Dem entspricht auch, wenn er sich selbst als „einfacher und bescheidener Arbeiter im Weinberg des Herrn“ bezeichnet hat. Sein jetziger „Verzicht auf die Macht“ bestätigt dies noch einmal auf ganz ungewöhnliche Weise, löst zugleich aber auch viele Fragen aus. Wie wird es weitergehen? Auf jeden Fall ist zu hoffen und zu wünschen, dass das Papstamt – im Sinne der von Benedikt XVI. ins Gespräch gebrachten „Entweltlichung“ – noch mehr von manchem Ballast befreit wird und sich in Rückbesinnung auf das Wesentliche noch deutlicher am biblischen Petrusdienst ausrichtet. Das aber könnte und sollte auch Folgen für die ganze katholische Kirche und ihre ökumenischen Beziehungen haben.

Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg
bistum-magdeburg.de

Redaktion, Gestaltung: Thomas Lazar

Fotos: Eckhard Pohl (38u), Johannes Schwarz (38o), Janosch Rother (39o),
Bistum Magdeburg, www.pixelio.de | BirgitH (Cover)

Druck: Schlüter Print Pharma Packaging GmbH, Schönebeck



Gerhard Feige wurde 1951 in Halle geboren. Das Abitur erlangte er an der August-Hermann-Francke Schule der Saale-Stadt. Nach dem Studium der Theologie in Erfurt empfing Feige 1978 in Magdeburg die Priesterweihe.

Bevor Feige 1982 als wissenschaftlicher Assistent an das Philosophisch-Theologische Studium Erfurt berufen wurde, war er Seelsorger in Salzwedel und Magdeburg. Der Promotion zum Doktor der Theologie

1988 folgte ein einjähriger Studienaufenthalt in Rom. Seit 1989 war Feige Dozent für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ökumenische Theologie in Erfurt, seit 1994 lehrte er dort als Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ostkirchenkunde.

Am 11. September 1999 empfing Gerhard Feige die Bischofsweihe und war zunächst Weihbischof in Magdeburg, ab 2004 auch Diözesanadministrator. Am 16. April 2005 wurde er als Bischof von Magdeburg eingeführt.

In der Deutschen Bischofskonferenz ist Feige Vorsitzender der Ökumenekommission. Er leitet die Arbeitsgruppe Kirchen des Ostens, den Aktionsausschuss des Osteuropa-Hilfswerkes Renovabis und das Päpstliche Ostkirchen-Hilfswerk „Catholica Unio“ in Deutschland. Außerdem gehört er verschiedenen Gremien des Dialogs mit der Orthodoxen Kirche auf nationaler wie internationaler Ebene sowie mit der evangelischen Kirche in Deutschland an.